

VERD**A**Z**A**R.

Illustrirte Damen-Zeitung.



Junge Schlesierin. Nach dem Gemälde von Max Scholz.

➤ Hierzu colorirtes Stahlstich-Modenbild vom 1. November.

Eine Undine.

Von André Theuriet. Deutsch von Natalie Rümelin.

(Fortsetzung.)

Der Waldweg, den Jacques eingeschlagen, führte ihn gerade in die Schlucht von la Lumière. Er näherte sich dem Teich, fand den halbzerbrochenen Steg wieder und suchte treuherzig in den Weiden die Stelle, auf die Antoinette die Füße gesetzt hatte, als ob das Gras den kleinen Abdruck derselben treu bewahrt hätte.

„Heda!“ rief eine Bassstimme, „suchen Sie das vierblättrige Kleeblatt am Weiber?“

Er wandte sich um und sah Herrn von Lisle.

„Ich bin vom Hause entflohen,“ fuhr dieser fort, „es war nicht mehr zum Aushalten. Antoinette, die erst im September nach Paris reisen sollte, hat plötzlich ihre Absicht geändert und reist schon morgen ab. Das Haus ist voll von Packeten und Schachteln; man weiß nicht mehr, wo man hintrreten soll. . . Gehen Sie mit zum Unterförster Sauvageot?“

Jacques schloß die Thüre auf und verließ ihn rasch. Sein Entschluß war gefaßt. Er schlug mit großen Schritten die Straße nach Auberive ein und betrat eine Viertelstunde später das Haus in der Seilerstraße. Die Thüre war nur angelehnt; er stahl sich in den Hof, ohne zu läuten. Niemand war in der Küche. Er hörte Geräusch im Salon und blieb einen Augenblick im Treppenschritt stehen, um wieder zu Athem zu kommen. Die Fenster waren geöffnet, die Möbel waren mit Packeten und Kleidern bedeckt. Antoinette fehrte der Thüre den Rücken zu und war damit beschäftigt, Weißzeug auf dem Boden einer Kiste zu ordnen. Beim Knarren der sich in den Angeln drehenden Thüre, wandte sie sich um, sah Jacques und erhob sich mit einem Schrei. Sie war sehr bleich, ihre Augen waren von tiefen Rändern umgeben und schienen noch größer geworden zu sein. Ein Sonnenstrahl spielte um das etwas zerzauste Haar und wob einen blonden Glorienschein um ihr Haupt. „Sie sehen,“ sagte sie mit erzwungenem Lächeln, „hier liegt Alles durcheinander und ich habe nicht einmal einen Stuhl, den ich Ihnen anbieten könnte.“

Jacques deutete durch ein Zeichen an, daß er auch keinen beanspruche; die Kiste war ihm wie zugeschnitten und er zweifelte, ob er die Kraft haben werde, zu sprechen. „Sie reisen morgen ab?“ begann er endlich.

„Ja, morgen bei Tagesanbruch mit dem Silwagen. Der Zug geht um acht Uhr von Langres ab und zur Mittagszeit bin ich schon in Paris. Ich hoffe auf gutes Reiseverweilen. Hören Sie nur, wie deutlich die Glocken von Germaine zu vernehmen sind! Das ist ein gutes Vorzeichen, nicht wahr?“

Sie sprach sehr rasch, fast mechanisch, wie um sich zu betäuben. Jacques blieb stumm und in dieser tiefen Stille hörte man den klaren Klang der Glocken sehr deutlich. Plötzlich trat Jacques dem jungen Mädchen ein paar Schritte näher und sagte mit dumpfer Stimme:

„Antoinette, ich liebe Sie. . . Wollen Sie die Meine sein?“

Sie erröthete tief und erblaßte dann aufs Neue, die grünen Pupillen erweiterten sich, sie versuchte, zu sprechen, aber die Stimme verlagte ihr. Jacques machte noch einige Schritte auf sie zu, dann ergriff er Antoinettes Hände, preßte sie krampfhaft zwischen den seinen und frug noch einmal zärtlich: „Lieben Sie mich?“

Sie hatte die Augen geschlossen, aber ihre Hände erwiderten den innigen Druck der seinen. Endlich öffneten sich ihre Lippen, die Lider hoben sich halb und ein helles Lächeln flog über ihre Züge.

„Wirklich, wirklich, Sie lieben mich?“ seufzte sie.

„Ich liebe Sie!“

„Mehr als Ihre Bücher?“

„Ich lese sie nicht mehr, seit ich an Sie denke.“

„Mehr als das Mädchen mit den blauen Augen?“ fuhr sie mit köstlich schalkhaftem Lächeln fort.

Er entgegnete ernsthaft: „das war ein Schatten und Sie haben ihn verjagt.“

Sie stieß einen Seufzer der Befriedigung aus. „Und seit wann sind Sie auf den guten Gedanken gekommen, ein so schlecht erzogenes Mädchen wie mich zu lieben?“

„Seit der Ballnacht im Förstlerhause.“

Sie schlug die Augen nieder und erröthete. „Ihre Liebe kam erst nach der meinigen. Es ist beschämend und ich müßte es eigentlich nicht gestehen, aber ich habe Sie geliebt vom ersten Tag an, an dem ich Sie verdrießlich und störrisch, wie ein melancholischer Bär, an dem Kaminsims in Val-Clavin lehnen sah. Ihr finsterner Blick ist mir ins Herz gedrungen und ich habe mir gesagt: Der wird Dein Herr sein oder Keiner!“

„Geliebte Undine!“ flücherte er und zog sie leise an sich.

Sie erbleichte wieder, schloß die Augen und ließ ihr Haupt einen Augenblick an Jacques' Schulter sinken, der dieses Mal der Versuchung nicht widerstand und rasch den Verlobungskuß auf die grünen Augen drückte.

„Heilige Jungfrau!“ rief Celine, die auf der Schwelle erschien und in ihrer Bestürzung einen ganzen Stoß Weißzeug fallen ließ, „was soll das heißen, mein liebes Kind?“

„Das soll heißen,“ antwortete Antoinette, „daß ich nicht abreise, daß Du wieder auspacken kannst!“ Sie fiel der alten Dienerin um den Hals und umarmte sie stürmisch. „Ach, Celine,“ flücherte sie, „küsse mich! ich bin so glücklich!“

Jacques verließ die Beiden, um Herrn von Lisle entgegenzugehen, bei welchem er noch heute seine Bewerbung in aller Form anbringen wollte. Endlich sah er ihn pfeifend und von Taufendtschön begleitet kommen.

Ohne weitere Einleitung setzte er ihn in Kenntniß von seiner Liebe und dem, was sich in seinem Hause begeben hatte. Herr von Lisle hörte ihm ernsthaft, mit schlecht verfehlter Befriedigung zu. Als Jacques geendet hatte, rief der Vater Antoinettes: „Ach, das kleine Frauenzimmer! Sieh mal an!“ Dann blieb er stehen und sagte mit feierlicher Miene zu Jacques: „Ein Wort statt hundert! Sie gefallen mir! Schlagen Sie ein, Sie sind mein Schwiegersohn. Nur muß ich Ihnen mittheilen, daß mein Vermögen ganz in Grund und Boden steckt und ich meiner Tochter keinen Pfennig mitgeben werde. Die Zeiten sind schlecht und ich muß mich nach der Decke strecken.“

Der Forstmeister zuckte die Achseln und wollte eben seine Gleichgiltigkeit gegenüber der Geldfrage erklären, als Herr von Lisle ihm das Wort abschnitt und fortfuhr: „Einen Augenblick! ich bin noch nicht zu Ende. Ihre Uneigennützigkeit gefällt mir sehr, aber bei alledem kann man sich von schönen Gefühlen nicht ernähren. In welchen Verhältnissen leben Sie?“ Jacques antwortete, daß er nur seinen Gehalt habe, und Herr von Lisle machte ein saures Gesicht; als jedoch der junge Mann hinzusetzte, seine Familie lebe im Wohlstand und sobald das Heiratsproject seinem Vater vorgelegt sei und dieser seine Zustimmung erteilt habe, werde er ihm eine Zulage von viertausend Francs nicht verweigern, hellte sich das Gesicht von Antoinettes Vater wieder auf. „So ist es recht!“ sagte er, „das muß das erste sein. Ich meinstheils bin sehr für die Ehrfurcht vor der väterlichen Gewalt. Gehen Sie zu den Ihren, holen Sie deren Einwilligung, ordnen Sie die Geldfrage und kommen Sie erst zurück, wenn Alles beendet ist. Was mich betrifft, so wiederhole ich Ihnen nochmals: Sie sind ganz mein Mann!“

Man kam überein, daß Jacques um einen Urlaub einkommen und in vierzehn Tagen nach L. reisen solle, wo seine Familie wohnte. Diese letzten zwei Wochen entflohen unter Geplauder und Spaziergängen. Die jungen Leute genossen das, was man füglich die Flitterwochen der Liebe nennen kann, die kurze, köstliche Zeit, in der die Zärtlichkeit noch ihren ersten weichen Schmelz hat, wo die Liebe einer sich entfaltenden duftigen Rosenknospe gleicht. Die erste Zeit der Liebe hat einen ähnlichen Reiz, wie die Morgenstunden eines Festtages; alles lächelt uns zu, alles deutet auf noch unbekannte Freuden hin und macht uns glänzende Verheißungen. Der Morgentau der Hoffnung breitet über alles einen zarten, frischen Duft, der nur einen Augenblick dauert und niemals wiederkehrt.

Der Urlaub war gewährt worden und der Tag der Abreise kam. Antoinette und Herr von Lisle begleiteten Jacques zu dem Wagen, der die Verbindung zwischen Auberive und Langres herstellte. Evonyme sollte seinen Freund bis nach der Station begleiten und dann selbst den nächsten Zug nach Paris benützen, wohin er in Geschäften sich begeben mußte. Während dieser sich in dem Kumpellkasten installirte, betrachtete Jacques Antoinette, die plötzlich verstummt war. „Wovon denkst Du?“ fragte er, ihre Hand drückend.

„Ich denke an Deine Familie,“ seufzte Antoinette. „Ich fürchte mich vor ihr. Wie können diese strengen Menschen sich an eine so oberflächliche Schwiegertochter wie mich gewöhnen? Versprich mir, daß Du dort unten allen Ermahnungen und Einwendungen widerstehst. Und dann!“ — Antoinette hielt einen Augenblick inne und zog die Brauen kraus — „schwöre mir, das junge Mädchen mit den steingutblauen Augen nicht wiederzusehen.“

„Ich schwöre es!“ rief er lachend; „aber wenn Eines von uns ein Recht hat, sich zu beunruhigen, so bin das eher ich. Die Abwesenheit erschreckt mich und obwol ich es Dich noch nicht merken ließ, bin ich doch fürchtbar eifersüchtig.“

„Eifersüchtig!“ rief sie und zog den Mund etwas schief, „wie kannst Du mir gegenüber eifersüchtig sein. Habe ich Dich denn nicht zuerst geliebt?“

Der Kutscher war schon auf dem Bock; man drückte sich zum letzten Mal die Hand und Jacques sprang in den Wagen. „Auf Wiedersehen!“ rief Evonyme Herrn von Lisle zu, „ich komme in acht Tagen wieder.“

Der Silwagen fuhr ab. Als man auf der Station ankam, war der Zug, mit dem Jacques Duhour nach L. fahren sollte, schon signalisirt. Kurz, ehe sie sich trennten, zog Jacques, der bis dahin stumm geblieben war, seinen Freund bei Seite, drückte ihm kräftig die Hand und empfahl ihm, recht oft nach der Seilerstraße zu gehen und ihn mit allen Begebenheiten auf dem Laufenden zu halten.

„Ich werde etwa einen Monat dort unten bleiben,“ setzte er hinzu. „Antoinette ist ein bisschen eigenwillig und überspant und ich möchte nicht, daß sie in meiner Abwesenheit irgend einen unbesonnenen Streich mache, wie z. B. jener

Besuch in Val-Clavin einer war, oder daß sie einen Ball besuchte, wie den im Förstlerhause. Suche Du, als ihr Freund und Gefährte, zu erreichen, daß sie zu Hause bleibt und versprich mir, über sie zu wachen.“

„Mein Lieber,“ antwortete Evonyme, „Du erteilst mir da eine Mentorrolle, zu der ich von Natur nicht beanlagt bin. Ich habe keinen Einfluß und Antoinette ist widerspruchsvoll; wenn ich mich ihren Launen entgegenstelle, so fällt es ihr gar nicht schwer, mich einfach fortzuschicken. Allein schon durch den Umstand, daß Du heiratest, hast Du Anspruch auf meine Rücksicht. Verlasse Dich auf mich, soweit man sich auf irgend Einen verlassen kann, wenn das ewig Weibliche in Betracht kommt.“

Das Weib bleibt ewig Weib! Manches Schöne zeigt die Welt.
Manches Häßliche, die nimmer Dir gefällt,
Doch die der Treue Reiz vor Andern hat erhoben,
Wirst Du Dir immer als die Beste loben.“

Mit diesem wenig tröstlichen Citat umarmte Evonyme seinen Freund herzlich, schloß die Thüre des Waggons, in den Jacques eingestiegen war und brannte sich eine Cigarre an, während er dem Zuge nachsah, der sich in einer Dampf- wolke entfernte.

VI.

Die zwei ersten Tage nach der Abreise Jacques Du-hour' war Antoinette schweigsam und traurig. Sie verließ das Zimmer kaum und brachte lange Stunden damit zu, die gekrümmte, von Gehölz eingefasste Straße zu betrachten, auf der Jacques ihr verschwunden war. Sie dachte nur an ihn und sein Bild stand beständig vor ihren Augen. Am dritten Tage brachte der Postbote einen an Antoinette adressirten Brief. Jacques hatte sofort nach seiner Ankunft geschrieben; der Brief enthielt deshalb noch keinerlei Nachrichten über den Zweck seiner Reise, aber er war getränkt mit den Erinnerungen, die Jacques mit fortgenommen hatte und atmete heiße Liebe. Jacques entfaltete in diesen Zeilen seine intensive Leidenschaft, seinen scharfen, strengen und doch schwärmerischen Geist. In seiner Art zu denken und zu schreiben war etwas, das unwillkürlich an die Hochwälder erinnerte, in denen er seine Jugend verlebt hatte, etwas unbestimmbar Träumerisches und Zärtliches, über dem ein frischer, grüner Duft lag. Antoinette las diese mit festen, klaren, männlichen Zügen bedeckten Seiten wieder und wieder, dann schloß sie sich in ihr Zimmer ein, um ausführlich zu antworten, und trug später ihren Brief selbst zur Post.

So verging der dritte Tag. Den Morgen darauf erwachte das junge Mädchen mit einem lebhaften Bedürfniß nach Thätigkeit und Bewegung. Sie hatte die ganze Nacht an Jacques' Familie gedacht, in die sie eintreten sollte, an diese strengen und ersten Menschen, deren Lebensgewohnheiten mit den ihrigen so wenig übereinstimmten.

Sie eröffnete der verblüfften Celine, daß sie sich jetzt mit Küche und Haushalt beschäftigen werde, band sich eine große Schürze um und machte sich energisch an die Arbeit. Als sie sich beim Ausbessern einer Serviette die Finger zerstoßen und den zum Mittagessen für Herrn von Lisle bestimmten Hammelsbug hatte verbrennen lassen, wurde sie ungeduldig, schleuderte die Schürze mitten in die Küche und setzte sich, sehr ärgerlich, unter die Haselnußstauden im Garten. Vor Ende der Woche konnte sie keinen Brief mehr erwarten und die Zeit fing an, ihr lang zu werden. Herr von Lisle kam erst des Nachts zum Essen und Schlafen nach Hause; übrigens hatte er kein Verständniß für die Gemütsbewegungen seiner Tochter und behandelte sie als Kindereien. Antoinette aber sah sich wenig dazu ermutigt, ihn zum Vertrauten zu machen. So blieb nur noch Celine übrig, der das junge Mädchen ihr Herz öffnen konnte. Celine war eine vortreffliche Zuhörerin; sie war geduldig, aufmerksam und stets zur Bewunderung geneigt, aber sie hörte eben nur zu und blieb stumm dabei, und Antoinette, die so zu einem beständigen Monolog verurteilt war, hätte es gern gehabt, daß ihr von Zeit zu Zeit Jemand geantwortet hätte. So kam es, daß sie einen tiefen Seufzer der Erleichterung ausstieß, als eines schönen Morgens, an dem sie sich mehr als je langweilte, der blonde Bart und die lachenden Augen Evonymes zwischen den Dahlien des Gartenbeetes sichtbar wurden.

Der Freund Jacques' war ihr hochwillkommen. Antoinette, die nie Maß und Ziel kannte, ließ ihm einen Empfang zu Teil werden, wie er ihn nicht gewohnt war und der einen kindischen Dünkel in ihm erweckte. Sie war zuvorkommend und fand tausend Vorwände, um ihn möglichst oft in die Seilerstraße zu locken, um nach Herzenslust mit ihm von Jacques plaudern zu können.

Sie hatte, wenn sie es sich angelegen sein ließ, eine unwiderstehliche Anmut. Evonyme ließ es sich gefallen; er fühlte sich im Grunde von diesem Entgegenkommen sehr geschmeichelt und nahm treuherzig alles für baare Münze. Man mag so skeptisch sein, wie man will, so täuscht man sich doch immer leicht ein wenig über sich selbst. Evonyme vergaß für diesmal den Vers seines Lieblingsdichters über den mit Reliquen behangenen Esel:

Das bist nicht Du, das ist nur ein Idol,
Dem man der Ehre Preis gezollt.

Er erkannte nicht, daß dieser reizende Empfang dem Vertrauten von Jacques Duhour galt und schrieb sich den Löwenanteil selbst zu. Uebrigens ging Antoinette mit viel Geschick vor; sie unterbrach die auf ihren Geliebten bezüglichen Plaudereien durch Unterhaltungen, die Evonymes persönliches Interesse anregten. Sie schmeichelte seiner Eigenliebe und ließ sich lange Auszüge aus dem berühmten Tagebuch vorlesen. Evonyme fand Geschmack an der Sache und war bald täglicher Gast in der Seilerstraße. Er kam des Morgens und fand dann das junge Mädchen im einfachen Leinenkleid, den Kopf mit einem roten Tuche bedeckt, an das Gitter gelehnt, eine Traube und ein Stück Brod frühstückend. Sie öffnete langsam die kleine Thüre und dann streiften sie im Garten umher, auf dessen Rabatten noch der Morgentau glänzte.

Nicht immer beschränkten sich ihre Spaziergänge auf die Gartenalleen, manchmal dehnten sie dieselben auch bis in die Wälder aus, wenn sie Herrn von Nisle entgegengingen.

Die Einwohner von Auberive waren zu sehr an Antoinettes Grillen und ihr eigentümliches Wesen gewöhnt, als daß sie sich besonders darüber gewundert hätten; übrigens kümmerte sich Antoinette keinen Pfifferling um deren Meinung.

An einem Morgen gegen Ende August war der Himmel leicht bedeckt und das Grün so frisch, daß sie sich unmerklich von dem Zauber des Waldes berücken ließen und ziemlich tief in ihn eindringen. Antoinette hatte den Abend vorher Nachrichten von Jacques erhalten. Der Brief ihres Verlobten war kürzer und weniger mittheilend, als die früheren, und es hatte ihr geschienen, als ob er unter dem Einfluß einer außergewöhnlichen Befangenheit geschrieben wäre; sie hatte einen Teil der Nacht damit zugebracht, über einzelne Sätze dieser allzu lakonischen Epistel zu grübeln, also wenig geschlafen und litt nun unter ihren Nerven; es war, wie Celine sagte, einer ihrer Gewittertage. Während des Gehens brachte sie die Unterhaltung auf die Familie Duhour und vorsichtig und auf Umwegen ergriff sie die Gelegenheit, Evonyme über die Persönlichkeit auszufragen, die man einst hatte mit dem Forstmeister verloben wollen. Evonyme wußte nur wenig darüber; das fragliche junge Mädchen war mit den Schwestern Jacques' nahe befreundet und galt für sehr bescheiden und sehr sanft, und von jeher war diese Heirat ein Lieblingswunsch seiner Eltern gewesen. Antoinette zog die Brauen zusammen und ihr Gesicht verfinsterte sich. Sie war still geworden und Evonyme, der sie verstohlen beobachtete, erschrak über den tragischen Ausdruck, den ihre Züge angenommen hatten. Er wollte die Unterhaltung ablenken und ließ nun, da ihn der Waldspaziergang lyrisch gestimmt hatte, seiner bilderreichen Beredsamkeit die Zügel schießen; er verherrlichte die Wonnen der Einsamkeit und des Waldlebens; aber Antoinette blieb seinen Uebertreibungen gegenüber ablehnend und war vom Widerspruchsgeist befallen.

„Die Einsamkeit langweilt mich,“ sagte sie in schmollem Ton und setzte sich unmutig auf einen Baumstamm; „wenn man ein halbes Jahr in Auberive gelebt hat, sehnt man sich nach weniger ländlichen Genüssen.“ Sie blieb einen Augenblick nachdenklich sitzen und starrte verlorenen Blickes ins Leere, dann schüttelte sie mit Entschiedenheit den Kopf und fuhr fort: „Ich merke, daß ich wieder weltlich werde und Lust habe, in alle verbotenen Früchte zu beißen. Ich möchte tanzen, mich zerstreuen, und Sie sollten meinen Vater überreden, mich nach Arc zu führen, wo dieses Jahr ein großer Ball gegeben wird, zu dem auch die Offiziere der Garnison kommen werden.“

Beim bloßen Wort „Offizier“ hatte Evonyme seine Augen weit aufgesperrt. Er meinte, jetzt sei der richtige Augenblick gekommen, seine Rolle als Mentor zu spielen.

„Hm, hm,“ begann er ernst. „Glauben Sie, daß es Jacques sehr angenehm wäre, zu hören, Sie seien auf diesem Ball gewesen?“

Antoinette verzog leicht den Mund. „Jacques ist nicht hier,“ antwortete sie trotzig, „und man sagt es ihm eben nicht.“

„Ja, aber ich bin da, und das ist dasselbe. Ich glaube, daß ich meine Vollmachten überschreiten würde, wenn ich erlaubte —“

„Wie beliebt?“ unterbrach ihn Antoinette barsch. „Ihre Vollmachten! was wollen Sie damit sagen?“

Nun begann Evonyme, der nichts für sich behalten konnte, ihr ohne die geringste Vorsicht das Mißtrauen und die Angst mitzutheilen, die Jacques in Bezug auf den phantastischen und unabhängigen Charakter seiner Braut empfand, ja, er übertrieb diese Bedenken noch und verbreitete sich mit Wohlbehagen über den zarten Auftrag, der ihm geworden. Je nachdem er sprach, wechselte der Gesichtsausdruck des jungen Mädchens. Erst zogen sich die Brauen zusammen und sie betrachtete Evonyme von Kopf zu Fuß, dann wurden die Mundwinkel mit spöttischem Lächeln aufgeworfen.

„Ah! wirklich?“ sagte sie in unwilligem Ton, während Evonyme seine Moralpredigt begann. Sie fühlte sich von dem geringen Vertrauen Jacques' und dem seltsamen Einfall,

sie von Evonyme abkanzeln und beaufsichtigen zu lassen, aufs Tiefste verlegt. Dieser setzte unschuldig, ohne Ahnung von dem drohenden Gewitter, seine feierliche Rede fort. Antoinette sah ihn von der Seite an, während allerlei verworrene Rache- und Aufruhgedanken in ihrem Köpfchen schwirrten. Plötzlich fuhr ein schadenfrohes Leuchten durch ihre Augen. Es war ihr die diabolische Versuchung gekommen, Evonyme scheinbar so entgegenzukommen, daß er sich selbst in den Falten seines Tugendmantels verwickelte und zuerst in den Abgrund stürzte, von dem er sie hatte zurückhalten sollen. Sie erhob sich, legte ihre kleine Hand auf die Schulter des Sittenpredigers und sagte: „Schon gut! Sie haben ganz recht! Ich gebe meinen Einfall auf; aber es ist Zeit zum Nachhausegehen. Geben Sie mir Ihren Arm, ich bin ein wenig müde.“

Sie stützte sich gemächlich auf den Arm Evonymes, der von dem Erfolg seiner Buzpredigt sehr befriedigt war, und so gingen sie langsamen Schrittes heimwärts. Unterwegs machte sie sich das Vergnügen, ihren Gefährten wieder in die enthuflastische Schwärmerei zurückzuversetzen, in der sie ihn vorhin so übermütig unterbrochen hatte. Evonymes Geist war ein Quell stets übersprudelnder Lyrik. Ein Waldspaziergang versetzte ihn in eine geistige Trunkenheit, die sich in einem unaufhörlich fließenden Redestrom und in Bildern und Gleichnissen äußerte.

Er erhitze sich und wurde abwechselungsweise fröhlich und traurig, anspruchsvoll und schüchtern; bald lachte er laut über seine eigenen Witze, bald wurde er bis zu Thränen gerührt, und dies Alles in einer unzusammenhängenden, wechselnden und wunderlichen Weise.

Mit heimtückischer Schelmerei steigerte Antoinette seine Stimmung noch mehr, zollte ihm Beifall, und wenn er dann so recht im Zuge war, unterbrach sie ihn, um ein Liedchen zu trällern oder eine Blume zu pflücken. Dann kam sie zu ihm zurück, nahm seinen Arm wieder, stützte sich ein wenig stärker auf ihn und sah ihm voll in die Augen.

„Nun! wo sind wir stehen geblieben?“ frug sie mit ihrer einschmeichelndsten Stimme.

An einer Biegung des Weges bemerkte sie einen Abhang, auf dem ein Strauch wilder Brombeeren stand. In einem Satz hatte sie ihn erklettert, winkte Evonyme, ihr nachzukommen, hielt sich mit einer Hand an einer jungen Eiche fest und fing an, die appetitlichen schwarzen Beeren zu verzehren. Evonyme sah ihr mit begehrlichen Blicken zu. „Seien sie ruhig,“ rief sie lachend, „Sie bekommen auch ihr Teil.“ Sie pflückte eine Brombeere, hielt sie mit den Fingerspitzen schwebend in der Höhe von Evonymes Lippen und rief: „Jetzt ist's an Ihnen!“

Dieser streckte unbefangen seinen Mund hin und seine Lippen fühlten die leise Berührung der schmalen kleinen Finger. Dies Verfahren wurde mehrmals wiederholt. Man mag so unbefangen sein als man will, man ist und bleibt nichtsdestoweniger Mensch, und dies sollte auch der Philosoph Evonyme an sich selbst gewahr werden. Seine erstaunten Blicke hasteten auf dem von Blätterwerk umrahmten lachenden Gesicht und dem erst in den Dornen herumstößenden und sich dann nach seinem Mund erhebenden hübschen Arm, sowie auf der zarten, durch das beständige Hin- und Herbewegen leicht überbeugten Gestalt. Er beobachtete alle diese kleinen Einzelheiten und verlor ein wenig den Kopf. Plötzlich sprang Antoinette leicht auf den Weg herab.

„Wahrhaftig,“ sagte sie, „Sie würden sich daran gewöhnen!“ Dann sah sie ihm ins Gesicht und lachte hell auf über seine blaurot gefärbten Lippen.

„Was für ein sonderbares Aussehen Ihnen dies gibt!“ fuhr sie fort, „Sie sehen gerade aus wie ein Faun, den Nymphen mit Traubensaft beschmiert haben.“

Sie setzten sich wieder in Bewegung, aber diesmal lehnte sie den von Evonyme dringend angebotenen Arm ab. Leichten rhythmischen Schrittes ging sie unter dem leuchtenden Grün der Buchen voran, und Evonyme, der zum ersten Mal auf die reizenden Einzelheiten ihrer Schönheit aufmerksam geworden war, folgte ihr bewundernd nach. An diesem Tage blieb er auch zum Essen in der Seilerstraße und ließ die Bäckerin in Val-Clavin vergeblich auf sich warten. Er verlieh Auberive ganz nachdenklich. Es entstand ein wunderliches Durcheinander in ihm. Die tiefsten Tiefen seines Ich wurden durch unbekannte Gefühle aufgewühlt. „Was ist das,“ dachte er, „bin ich ausgetauscht oder bin ich immer noch an Körper und Geist derselbe Evonyme, wie im vorigen Jahr? Ich, den das ewig Weibliche sonst so wenig kümmerte, ich bin ganz verlegen und nachdenklich durch ein Alleinsein mit Antoinette! Man könnte glauben, dieses schelmische Mädchen habe mir einen Liebestrank gegeben und ich glaube wahrhaftig, ich werde noch verliebt. Immerhin habe ich doch nicht geträumt; ihr Arm stützte sich noch soeben mit einer fast zärtlichen Hingebung auf den meinen, ihre Augen lächelten mir und ihre Finger streiften meine Lippen. Ich bin gewiß nicht eingebildet, aber ihre Stimme hatte, als sie mit mir sprach, gewisse zärtliche Modulationen angenommen, die ich nicht an ihr kannte. Der Prediger Salomo hat recht, wenn er von der Frau sagt, sie gleiche den Geräthen der Jäger; ihr Herz sei eine Schlinge und ihre Hände seien Fesseln.

Einerlei, es ist etwas Schönes um die Liebe, besonders um die junge Liebe mit ihrem köstlichen listigen Wesen, ihren Seufzern, ihrem Schweigen und ihrer unausgesprochenen Kühnheit. Oh diese zarten von Brombeeren geschwärzten Finger, noch immer fühle ich sie an meinen Lippen!“

Der Anblick von Val-Clavin, dessen zitternde Lichter durch die Zweige der letzten Waldbäume schimmerten, unterbrach diesen angenehmen Monolog und führte Evonyme in die Wirklichkeit zurück. „Herr, mein Gott!“ rief er aus, „und Jacques habe ich vergessen, Jacques, der auf meine Freundschaft Felsen baut! Nun? Wie? Ich werde sein Vertrauen nicht täuschen! — Fest entschlossen, sich zu opfern, kehrte er in die Seilerstraße zurück und war fest überzeugt, daß Niemand die Veränderung bemerken werde, die sich in seinem Innern vollzogen hatte. Unglücklicherweise konnte er nichts verhehlen, und in den Briefen, die er an Jacques schrieb, ließ er unwillkürlich die neuen Gefühle durchblicken, die ihn bewegten. Jacques kämpfte unterdessen mit Hindernissen, die er zwar vorhergesehen hatte, die aber deshalb nicht leichter zu überwinden waren. Seine Liebe zu Antoinette war in seiner Familie, deren Pläne sie umstieß, mit eben so viel Erstaunen als Widerwillen aufgenommen worden. Besonders seine Mutter, die, wie alle Frauen aus der Provinz, ein Vorurteil gegen die Pariserinnen hatte, sah dieser Heirat, die sie für eine Tollheit hielt, mit Schrecken entgegen. Sie dachte sich Antoinette als ein verschwundenes- und vergnügungs-süchtiges Mädchen, das keine Mitgift besaß und auch vom Haushalt nichts verstand. Einwände und Vergleiche, die alle zu Gunsten der ihrerseits geplanten Heirat ausfielen, entstanden massenweise; darauf folgten Bitten und Thränen, und dies Alles quälte Jacques, doch ohne ihn zu erschüttern.

Während dieser drückenden und peinlichen Kämpfe langten Briefe von Evonyme an, voll Geheimnisthuerie und sonderbarer Anspielungen, die Jacques überraschten und reizten. Andererseits trugen auch die Briefe Antoinettes nichts zu seiner Erheiterung bei. Sei es aus Leichtsinne, sei es aus dem böshaften Wunsch, die Leidenschaft ihres Verlobten aufzustacheln und seine Rückkehr zu beschleunigen, sie ließ keine Gelegenheit vorbei, in scherzhafter Weise die Verwandlung Evonymes in einen Seladon zu betonen und von seinen zarten Aufmerksamkeiten, seinen sonderbaren Einfällen und seinem Schmachten zu berichten. Evonyme begleitete sie auf allen Spaziergängen, er kleidete sich sorgfältiger, zog Handschuhe an, steckte Blumen ins Knopfloch und rauchte keine Pfeife mehr.

In einem von Anfang September datirten Briefe schrieb Antoinette: „Kennst Du die Wälder von La Faye? Denke Dir, dort haben Evonyme und ich uns gestern Morgen verirrt. Unser Freund, der wenig Ortsinn besitzt, konnte den Weg nach Auberive nicht wiederfinden. Wir verirrt uns in einem Labyrinth reizender aber trügerischer Fußpfade und gelangten schließlich... Erräthst Du, wohin? nach Santenoge, wo wir unter vier Augen gefrühstückt haben. Du brauchst Deine eifersüchtigen schwarzen Brauen nicht zu runzeln! Ich konnte es nicht mehr aushalten vor Hunger und es wäre grausam gewesen, mich nüchtern wieder heimgehen zu lassen. Ich wäre unterwegs zusammengebrochen! Das Frühstück hatte Evonyme in Begeisterung versetzt und ich hatte unterwegs meine liebe Noth mit ihm, daß er mich nicht für eine Nymphe hielt und mit Waldreben bekränzte.“

Dieser und andere Briefe, die in demselben leichtfertigen Ton gehalten waren, beunruhigten und betrübten Jacques, nicht als ob er Antoinetten die Beleidigung zugefügt hätte, an ihr zu zweifeln: er glaubte fest an ihre Liebe, aber er litt unter diesem Leichtsinne; er verabscheute diesen Mangel an Ernst, diesen zügellosen Unabhängigkeitsinn und dieses vollständige Mißachten der öffentlichen Meinung. All diese thörichten Streiche schienen die Einwände seiner Mutter zu rechtfertigen, und das brachte ihn am meisten auf. Er schaute den Augenblick, in dem er seine Braut in seiner Familie vorstellen mußte. Er wollte Antoinetten über seine Mißstimmung nichts schreiben, aber es drängte ihn, nach Auberive zurückzukehren, um diesen Thorheiten ein Ziel zu setzen, und, was ihm höchst nötig erschien, den Gewohnheiten und dem Charakter der Geliebten eine neue Richtung zu geben. Der Wunsch abzureisen, veranlaßte ihn, eine gewaltsame Entscheidung herbeizuführen. Er machte seinen Willen energisch geltend und erzwang mehr als er sie erhielt die Einwilligung seines Vaters und das ergebene Ja seiner Mutter; dann setzte er sich, ohne Antoinetten davon zu benachrichtigen, in den ersten Sitzzug, der nach der Champagne abging.

An demselben Tage, an dem Jacques mit dem Silwagen nach Auberive kam, war Evonyme in die Seilerstraße gegangen, um den Nachmittag dort zuzubringen. Die beiden jungen Leute befanden sich allein im Salon, wo die auf die Terrasse führende Glashüre halb offen stand. Antoinette saß am Clavier und spielte und sang abwechselnd.

Evonyme, der sich schmachtend auf dem Sopha ausgestreckt hatte, schloß die Augenlider, um die Musik besser zu genießen, dann erhob er sie von Zeit zu Zeit wieder, um Antoinettes biegsamen Wuchs, die kräftige Rundung ihrer Schultern, auf denen schwarze Sammetstreifen flatterten und

den feinen, leicht geneigten Kopf, sowie die unbändigen Löcher im Nacken zu betrachten.

Antoinette begann langsam das Menuett aus Don Juan zu spielen. Evonyme sprang begeistert auf. „Fangen Sie noch einmal von vorne an, ich bitte Sie!“ rief er aus. „Diese wonnige Musik regt meine Einbildungskraft wunderbar an. Ich höre sie nie, ohne einen Saal voll jugendlicher Tänzer vor mir zu sehen: die Vorhänge sind herabgelassen, in allen Gruppen schwirrt und summt Lachen und Geplauder durcheinander; die Paare gleiten schweigend dahin und verneigen

Die erste Bewegung Antoinettes beim Anblick Jacques war, ihm mit ausgebreiteten Armen entgegenzueilen, allein der verdrießliche Blick, den ihr Verlobter ihr zuerst zuwarf, wirkte auf ihre Zärtlichkeit, wie ein Guß kalten Wassers und hielt den Ausbruch ihrer Freude zurück. Von den Klängen der Musik geführt, war Jacques geräuschlos bis hierher gelangt; er hatte gehofft, Antoinette allein zu finden und überraschen zu können; beim Anblick Evonyme's, der auf dem Sopha lag, als ob er hier zu Hause wäre, hatte der rasche Wechsel seiner Blicke seine Enttäuschung verrathen. Trotzdem

die Unterhaltung einschlafen wollte, und er hielt es für seine Pflicht, sie zu beleben und fortzuführen. Endlich kam Herr von Lisle nach Hause und hielt die beiden Freunde zum Mittagessen zurück. An diesem Abend konnte Jacques mit Antoinette nicht mehr allein sein.

Glücklicherweise konnte er sich am nächsten Tag schadlos halten. Evonyme war in Val-Clavin geblieben und die Septembersonne strahlte fröhlich herab. Antoinette wollte ihm den Wald zeigen und sie verbrachten den ganzen Morgen dort. Dem jungen Mädchen war so leicht und frisch zu



Aus der Rococozeit. Nach dem Gemälde von F. Majo.

sich tief; in einem Winkel sitzt ein Tänzer hinter seiner Liebsten und flüstert ihr Liebesworte ins Ohr, die sie mit dem Fächer zu ermuntern und zurückzuweisen scheint. Dann stelle ich mir dieses Liebespärchen fünfzig Jahre später vor, wenn sie unter dem feuchten Kirchhofgras ruhen; ich sehe, wie sie sich bei den Tönen der Musik aus den Gräbern erheben und plötzlich wie alte Gespenster vor meinen Augen erscheinen.“

Der Sand im Garten knirschte unter einem Schritt und das Geräusch unterbrach seinen Vortuschwall; er wandte sich um und sah Jacques, der auf der Schwelle des Zimmers stand.

wurde er schnell wieder Herr seiner selbst und zwang sich, zu lächeln. Der Händedruck, den die beiden Liebenden wechselten, war zärtlich, aber etwas zurückhaltend. Evonyme allein legte eine laute und herzliche Freude an den Tag und umarmte seinen Freund mit der Hingabe eines Mannes, der ein vollständig ruhiges Gewissen hat. Er frug nach seiner Familie, erkundigte sich nach der Reise und der Dauer der Fahrt. Jacques antwortete ihm einsilbig. „Geht er denn noch nicht?“ dachte er. „Werket er denn gar nicht, daß er hier zu viel ist?“

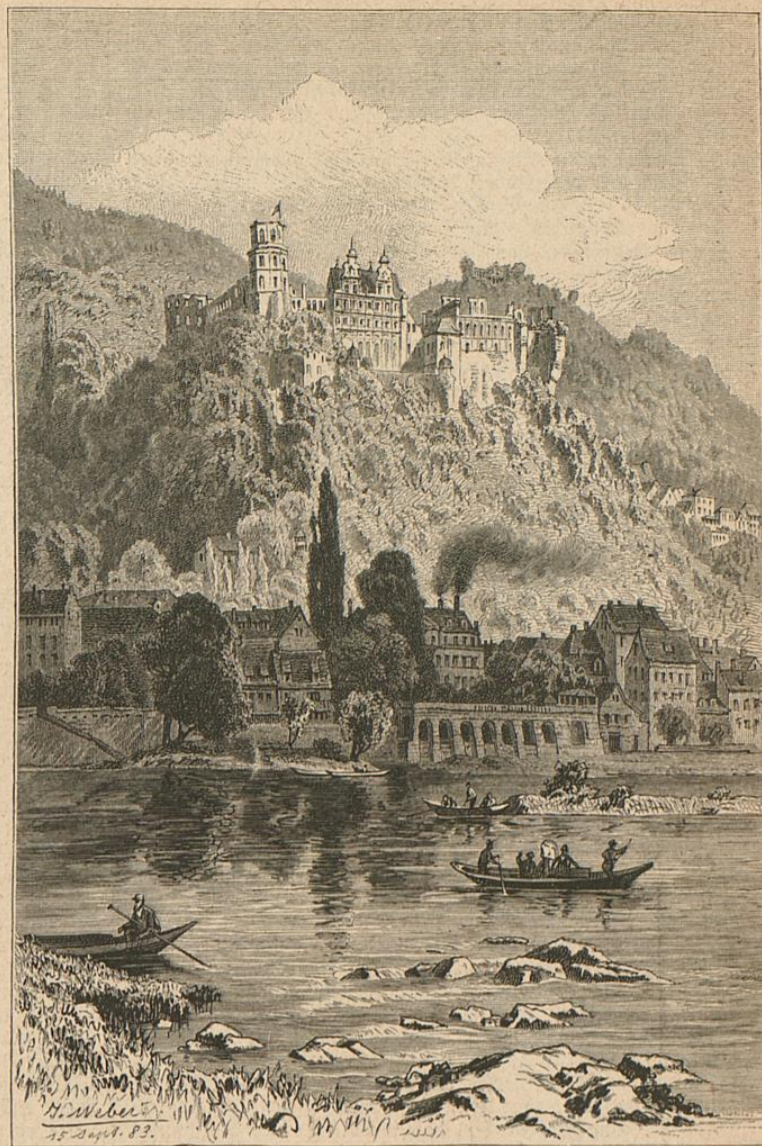
Evonyme blieb wie angewurzelt. Es schien ihm, als ob

Mute, ihr Gesicht strahlte; die Freude machte sie besser und verdoppelte ihre Reize. Jacques selbst wurde hingerissen von der Anmut, die von dieser so reich begabten Natur ausströmte, und vergaß die Leiden während der Abwesenheit und die Enttäuschungen bei der Ankunft. Sie warf ihm sanft seine gestrige Mißstimmung vor und er hatte nicht den Mut, die hohe Freude der ersten Stunden durch strenge Worte zu stören. Sie kehrten liebender und inniger verbunden in das Haus zurück und der ganze Tag verfloß in ungetrübter Seligkeit.

(Fortsetzung folgt.)



Heidelberg von der „neuen Brücke“ aus.



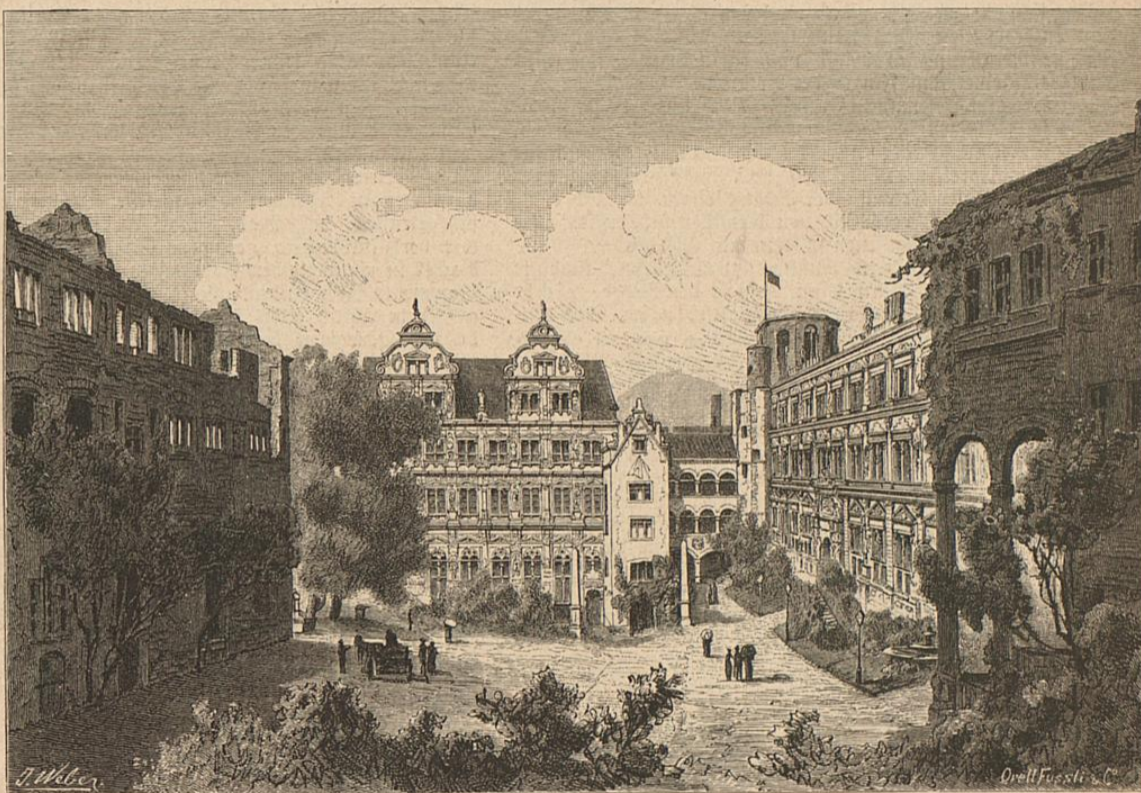
Das Heidelberger Schloß von Norden aus gesehen.

Illustrationsproben
aus
Europäische Wanderbilder
(Heidelberg).

Verlag von Drell Füssli & Cie.,
Zürich.



Gasthof zum Ritter.



Der Schloßhof.

Die Geschichte zweier Dramen.

Daß „Bücher ihre eigentümlichen Schicksale haben“, ist ein bekanntes Wort und eine Erfahrung, die sich täglich von Neuem bestätigt. Nicht weniger aber ist dies der Fall mit Bühnenstücken, ernstern wie heiteren Inhalts; ja, darf man den Bühnendichtern glauben, so hängen die Erfolge auch der sorgfältigst gearbeiteten, tüchtigsten Stücke so durchaus von unberechenbaren Zufällen ab, daß das Loos beispielsweise eines Romanschriftstellers beneidenswert erscheint gegenüber demjenigen eines Dramatikers. Der reine Zufall weht diesem ein wirksames Motiv zu oder beraubt ihn desselben; die zufällige Laune einer Schauspielerin vernichtet ihm die Arbeit eines Jahres oder bringt dieselbe zur Frucht; ein Zufall rettet ein schon aufgegebenes Stück oder wirft ein lebensfähiges zu den todtten: der Dichter kann wenig mehr, als resignirt abwarten und — seinen Mut aufrecht halten!

Ein paar Beläge hierfür geben uns die Erfahrungen, die der französische Bühnendichter Legouvé mit seinen beiden Dramen *Adrienne Lecouvreur* und *Medea* machen mußte. Sie sind interessant genug, um hier erzählt zu werden. Bekannt ist der außerordentliche Erfolg, den ersteres Drama beim Pariser Publicum hatte; bekannt auch, daß der Dichter diesen zumeist dem außerordentlich wirksamen fünften Act, speciell der dort vorkommenden „Sterbescene“ verdankt; unbekannt aber dürfte es sein, daß ihm das Motiv hierzu ein rührendes Er-

lebniß, dessen Zeuge er war, in die Seele senkte. Er selbst erzählt den Vorfall folgendermaßen:

„Mademoiselle Mars, die einst so gefeierte Schauspielerin, lag im Sterben. An ihrer Seite kniete der Abbé Gallard, ein frommer Priester, in inbrünstige Sterbegebete vertieft, als plötzlich den Lippen der im Todeskampfe liegenden Frau artikulierte Laute, ja ganze zusammenhängende Sätze entflohen, deren Sinn dem Geistlichen absolut unverständlich war. Und was bedeutete dies Reden, was waren dies für Worte? Es waren Stellen aus den *Faussees Confidences*, aus dem *Jeu de l'amour et du hazard*, aus den *Les Legs*: die sterbende Frau recitirte aus ihren Lieblings-Rollen! Das durch die Krankheit verfallene Gesicht belebt sich wieder, sie wacht aus der Agonie auf, sie spielt! Ihre Stimme erklingt in den leidenschaftlichen Accenten der von ihr repräsentirten Charaktere — nur ab und zu eine Pause — und in diesen horcht sie, lauscht sie wie erwartungsvoll und plötzlich — klatscht sie! Es ist klar: sie spielt Schauspielerin und Auditorium zugleich, sie sieht in der krankhaft gesteigerten Einbildung ihrem eigenen Spiele zu! Diese große und beharrliche Liebe zur Kunst, diese Treue bis in den Tod machte auf mich einen tiefen Eindruck und ließ mich dem eben Erlebten jenen ebenso neuen wie wirkungsvollen Effect für den fünften Act meines Dramas *Adrienne Lecouvreur* entnehmen.“

Der Erfolg, den Mlle. Rachel mit *Adrienne Lecouvreur* hatte, veranlaßte sie, das Schauspiel „*Louise de Ligueroles*“, eine frühere Schöpfung Legouvé's, wieder ins Leben zu rufen,

und nachdem sie auch hierin die Hauptrolle mit großer Wirkung „creirt“, drang sie nunmehr in den Dichter, ein neues Drama eigens für sie zu schreiben. Legouvé wandte seine Aufmerksamkeit einem Stoffe zu, den er schon lange am Herzen getragen hatte, der griechischen Sage von der „*Medea*“. Die eine Scene, in welcher Medea der Kreusa das verhängnißvolle goldene Diadem und das seidene Gewand übersendet, und die junge Prinzessin bestimmen läßt, sich damit zu bekleiden, um sofort unter entsetzlichen Qualen an der Wirkung des an Gewand und Schmuck haftenden schrecklichen Giftes zu sterben: diese eine Scene hatte seine dichterische Phantasie von jeher gefesselt. Er faßte die Idee, Medea selbst zur Ueberbringerin der ominösen Geschenke zu machen, damit sie bei dem Tode ihrer Nebenbuhlerin gegenwärtig wäre, und nun begann er sein Werk. Nach einjähriger mühevoller Arbeit überreichte er Mlle. Rachel das fertige Stück. Die Diva erhob anfänglich eine Menge von Einwänden: sie hätte keine Lust, nochmals eine klassische Persönlichkeit darzustellen; sie hätte noch nie in dem Charakter einer Mutter gespielt, verstände es überhaupt nicht, die Sprache einer solchen, sowie mütterliche Gefühle zur Schau zu tragen zc. Schließlich gab sie dennoch ihre Einwilligung und warf sich nun auf das Studium der neuen Rolle mit eben demselben Eifer, mit dem sie die Rolle der *Adrienne* und der *Louise de Ligueroles* einst studirt hatte. Es währte jedoch nicht lange, so drang sie in Legouvé, eben jene Hauptscene, den Tod der Kreusa zu streichen. Dieser willfahrte, wenn auch erst nach schwerem

Kampfe mit sich selbst, um nicht das ganze Stück zu gefährden, ihren Wünschen, die Proben begannen und schon war eine ganze Reihe derselben erfolgreich von Statten gegangen, als Mlle. Rachel plötzlich den lebenswürdigen Entschluß faßte, ohne Weiteres nach Rußland abzureisen und die Medea im Stück zu lassen.

Rauh war der Schlag, der so jäh und unvermittelt gegen die Pläne und den Ehrgeiz des Dichters geführt wurde. Doch verbitterte er sein Gemüt nicht; nicht einmal gegen die grausame Künstlerin! Nie sprach er auch hinterher anders, als in Ausdrücken ganz besonderer Bärtlichkeit von diesem seltsamen, hochbegabten, leider sich selbst so oft widersprechenden Geschöpfe, nur tief beklagend, daß zugleich die allerhöchsten und die allerniedrigsten Gefühle in ihr vereinigt seien! Mit dieser Fülle entgegengesetzter Charaktereigenschaften und unberechenbarer Launen, meinte er, gleiche sie eigentlich keinem lebenden Wesen mehr, höchstens der Kleopatra Shakespeares! — Und in der That, sie verband in sich die contrastirtesten Neigungen und Bedürfnisse! So konnte sie in einem Augenblick von der Würde einer Königin zu den ausgelassensten Späßen, deren ein Straßenjunge sich fast hätte schämen mögen, übergehen; und als sie einst die Virginia spielte, überraschte Legouvé selbst sie in ihrem Ankleidezimmer dabei, wie sie in dem teuflischen Costüm der edlen Römerin einen Cancan tanzte! Nichts aber illustriert endlich ihre Art zu sein und zu scheinen besser, als die folgende kleine Anekdote aus ihrem früheren Leben. Damals hatten eben ihr großes Talent, ihr noch in keiner Weise getrübt Ruf und die Begeisterung, die ihr Jugend und ihre große Schönheit mit Recht hervorriefen, ihr unter den allerersten Damen aus den exklusiven Circeln des Faubourg St. Germain eine Reihe von Beschützerinnen geschaffen. Unter diesen war eine — die Trägerin hoher Titel, aus einem der allerersten Geschlechter Frankreichs —, welche ihre Gefinnungen gegen die berühmte Schauspielerin öffentlich zur Schau zu tragen wünschte und Mlle. Rachel zu dem Zwecke zu einer Spazierfahrt im Bois de Boulogne im offenen Wagen einlud, bei welcher Gelegenheit sie, beiläufig gesagt, ihre eigene Tochter auf dem Vordersteig Platz nehmen ließ, während sie Mlle. Rachel veranlaßte, sich an ihre Seite zu setzen. Zurückgekehrt sank Mlle. Rachel bei ihrem Eintritt in den Empfangsalon vor ihrer Gönnerin auf die Knie und stammelte unter Schluchzen, thranenden Augen: „Oh, Durchlaucht, ein solcher Beweis von Achtung, wie Sie ihn mir heute erwiesen haben, ist mir mehr wert, als all mein Talent!“ Mutter und Tochter waren gleich gerührt. Sie hoben die gefeierte Künstlerin auf und umarmten sie zärtlich. Bald darauf nahm Mlle. Rachel Abschied. Um zur Hausthür zu gelangen, mußte sie zwei kleinere Zimmer passieren. Sie durchschritt sie, ohne zu bemerken, daß ihr die Tochter des Hauses aus Höflichkeit das Geleit gab. Bei der Thür des letzten Vorgemaches angelangt, machte Mlle. Rachel plötzlich Halt, drehte sich ein wenig um und machte nach der Richtung des Empfangsalons zu jenes Zeichen, das gründliche und ganz gemeine Verachtung ausdrückt und darin besteht, daß man vermittelst seiner fünf Finger der Nase eine unnatürliche Verlängerung gibt. Unglücklicherweise war diese letzte Thür, welche sie zu öffnen im Begriff war, mit Spiegeln ausgelegt, welche jede ihrer Geberden reflectirten, und so sah auch die junge Dame, welche zu der Zeit noch im ersten Vorgemach weilt, die häßliche Grimasse der Schauspielerin klar und deutlich, und beeilte sich natürlich, von Unwillen fast ersticht, ihre Mutter von dem Geschehen in Kenntniß zu setzen.

Von ihrer Reise nach Rußland zurückgekehrt, kündigte Mlle. Rachel nunmehr formell an, daß sie die Medea „nicht“ spielen würde. Der enttäuschte Dramatiker nahm seine Zuflucht zu den Gerichten, verklagte sie und — gewann, hauptsächlich in Folge eines sehr komischen Zwischenfalls. Der berühmte Crémieux, welcher als Verteidiger der Rachel fungierte, glaubte der Sache seiner Klientin gar nicht besser dienen zu können, als wenn er auf burleske Weise eine gewisse Stelle aus der Partie der Kreusa recitirte. Unglücklicherweise aber waren gerade diese Zeilen eine fast wörtliche Uebersetzung aus der gleichnamigen Tragödie des Euripides. Diesen Umstand wußte Monf. Mathieu, Legouvé's Anwalt, geschickt zu benutzen und, nachdem er in seiner ruhigen Weise darauf hingewiesen hatte, daß sein Gegner nicht Legouvé, sondern Euripides ins Väterliche gezogen hatte, fuhr er fort: „Selbst wenn diese Stelle etwas ganz und gar Mißlungenes wäre, hätte man damit gar nichts bewiesen. Die verlesenen Worte sind einer bildschönen jungen Prinzessin, deren Herz vor Liebe überfließt, und die in ihren Händen ein Füllhorn voll Blumen trägt, in den Mund gelegt, und Monsieur Crémieux, meine Herren, hat mit diesem Original sehr wenig Aehnlichkeit.“ Diese Anspielung auf die sprichwörtliche Häßlichkeit Crémieux's verfehlte ihre Wirkung nicht: Jeder lachte und der Sieg war für Legouvé gewonnen.

Aber dieser geistliche Erfolg bewirkte nicht, was er sollte: er brachte „Medea“ nicht auf die Bühne. Legouvé gab zwar sein Drama heraus und erzielte auch in literarischer Hinsicht einen ganz bedeutenden Erfolg damit, so daß von dem Werke in kurzer Zeit mehrere Auflagen erscheinen mußten; doch alles das war für den Dichter nur ein geringer Trost. Er mußte auf einen besseren bedacht sein. So standen die Sachen, als er eines Tages vernahm, daß Madame Ristori, die berühmte italienische Schauspielerin, in Paris angekommen sei, um eine Reihe von Gastspielen daselbst zu geben.

Legouvé horchte hoch auf. Er entsann sich, von Madame Allan, einer sehr urtheilsfähigen Schauspielerin der Comédie Française, nach ihrer Rückkehr von Italien eine bewundernde Schilderung der Leistungen jener jungen Tragödin gehört zu haben, und alle seine Hoffnungen für das von Mlle. Rachel verworfene Stück lebten wieder auf. Natürlich versäumte er nicht, dem Debut der neuen Schauspielerin, welche im Théâtre Italien gastirte, beizuwohnen. Man gab das revolutionäre aber tief ergreifende Schauspiel „Mirra“ von Alfieri. Legouvé beschrieb die Empfindungen jenes Abends selbst wie folgt: „Nie werde ich die Ueberraschung und Begeisterung jenes Abends vergessen; ich stand wie unter dem Einfluß einer Offenbarung; eine ganz neue Art, die Kunst auszuüben, hatte sich mir auf einmal enthüllt. Dieses ergreifende Mienenpiel, diese kühnen und doch graziösen Bewegungen, diese Blicke, diese Lippen, von denen ein Strom der Leidenschaft quoll, diese Stimme, die von den zartesten und lieblichsten Tönen sich im Augenblick zu den allergewaltigsten und erschütterndsten steigerte, alles dies rief mir lebhaft die Malibran ins

Gedächtniß zurück. Wieder war eine große Künstlerin vor uns erstanden!“

Legouvé eilte sogleich auf die Bühne, um die Künstlerin zu beglückwünschen, und auch Mad. Ristori zeigte sich entzückt, als ihr der Dichter vorgestellt wurde. Sie hätte schon dreimal hintereinander die Louise de Lignerolles gespielt, erzählte sie ihm, und das Allererste, um das sie ihn dann bat, war, doch ein Stück eigens für sie zu schreiben.

„Ich habe eines fertig,“ entgegnete Legouvé.

„Und wie heißt es?“

„Medea.“

„Medea — welche Mlle. Rachel —“

„Sich zu spielen weigerte, ganz recht. Sie hat sich jedoch übereilt“ fuhr Legouvé lächelnd fort, „und vielleicht werden Sie mir das Vergnügen bereiten, das Stück wenigstens zu lesen?“ Sie bejahte und Legouvé sandte ihr gleich am folgenden Morgen ein Exemplar.

Drei Monate waren vergangen und Legouvé selbst dachte gar nicht mehr an die Sache, als er eines Tages einen Brief von Mad. Ristori empfing, in welchem sie ihn bat, sie behufs eingehender Besprechung des Dramas Medea zu besuchen.

Wie das so gekommen? Lediglich durch Zufall! Madame Ristori hatte nach Empfang des Dramas dasselbe zunächst ruhig in ihren Koffer gelegt. Einerseits lag für sie in der Weigerung der Rachel, die Rolle zu übernehmen, ein genügender Beweis für die Mittelmäßigkeit des Stückes, andererseits zögerte sie, dem Dichter durch eine geradezu abschlägige Antwort wehe zu thun. So überließ sie die Sache einfach der Zeit, die ja endlich Alles entwickelt. Nur ganz zufälliger Weise griff sie eines Morgens, während sie mit ihrer Toilette beschäftigt war, nach dem Buche und begann darin zu blättern. Ihr Auge fiel gleich anfangs auf eine hervorragende Stelle, und diese fesselte sie; sie las weiter und weiter, sprang plötzlich in großer Erregung mit halb frisirtem Kopf vom Stuhle auf, eilte in das Zimmer ihres Gemahls und rief: „Entweder ist Mlle. Rachel wahnsinnig, oder sie haßt diesen Legouvé bis in den Tod, denn seine Medea ist wirklich eine der schönsten Frauenvollen, die ich in meinem ganzen Leben kennen gelernt habe!“

Das Stück wurde nun in der Eile dem italienischen Dichter Montanelli zur Uebersetzung eingehändigt und war in elf Tagen fix und fertig. Im Gegensatz zu Mlle. Rachel, welche nur Sinn für ihre eigene Partie hatte, studirte Mad. Ristori mit jedem Einzelnen seine Rolle und hauchte so ihren Genius auch allen andern Mitwirkenden ein. Sie lehrte dem Jason den Ausdruck roher Gewalt, dem Orpheus die Accente der Poesie; sie gab der Kreusa Empfindung, den Kindern jugendliche Anmut, und als nach so viel Mühen das Werk endlich im Théâtre Italien zur Ausführung gelangte, hatte es einen beispiellos glänzenden Erfolg. Mlle. Rachel hatte der Premiere nicht beiwohnen wollen und, um allen Versuchungen zu entgehen, Paris verlassen. Denn sie war früher einmal bei einer Vorstellung der Maria Stuart durch die Ristori zugegen gewesen und wußte, wessen die große Künstlerin fähig war. Damals hatte sie, gehüllt in ihren weiten Abendmantel, der ein Erkennen unmöglich machte, regungslos dagehessen, bis die große Scene zwischen Maria und Elisabeth domnernen Applaus und wahrhaft begeistertem Beifallklatschen hervorrief; dann aber, unfähig, von den Triumpfen ihrer Nebenbuhlerin länger Zeugnis zu sein, war sie unter hervorströmenden Thränen davongeeilt. Andererseits hatte es sich getroffen, daß Mad. Ristori, welche selbst die Phaedra mit verhältnismäßig geringem Erfolg gespielt hatte, Mlle. Rachel in ebender selben Partie sah, während diese, durch die Gegenwart ihrer Nebenbuhlerin aufs Höchste angefaßelt, sich an jenem Abend selbst übertraf. Wie ganz anders aber war da das Benehmen der großen Italienerin! Sie lehnte sich weit über den Rand der Loge hinaus, folgte jeder Bewegung, jedem Blick der Phaedra mit unverhohlener Begeisterung, gab selbst das Zeichen zum Applaus und war die letzte, die ihren stürmischen Beifallsbezeugungen Einhalt that. Jede der beiden Frauen erkannte den Genius der andern an, aber auf wie verschiedene Weise! Die Eine stoh und machte ihrer Erregung durch Thränen Luft; die Andere blieb und bezugte ihren Enthusiasmus durch lauten Beifall.

Mad. Ristori war übrigens wie alle, selbst die allergrößten Italiener, abergläubisch bis zum Uebersinn. Legouvé selbst erzählt einen Vorfall während seiner ersten Aufführung Medea's, welche diese nicht gerade unliebenswürdige Eigenschaft der Künstlerin aufs Beste illustriert. „Der erste Act, welcher für sie ein fortwährenden Triumph gewesen, war vorüber, und ich eilte in ihr Ankleidezimmer. ‚Verehrtester! rief sie mir entgegen, nun ist auch der Erfolg der beiden letzten Acte gesichert, sehen Sie nur her!‘ Ich sah hin und gewahrte eine große graue Kaze, welche es sich auf ihrem Schoß bequem gemacht hatte. ‚Was in aller Welt hat die Kaze mit dem Stück zu thun?‘ entgegnete ich lachend. — ‚Was, das sehen Sie nicht!‘ — ‚Wirklich nicht!‘ — ‚Diese Kaze hier,‘ erwiderte sie halb schmollend, ‚diese Kaze ist bei allen Proben zugegen gewesen, sie gehört ebenjotig zum Theater wie ich, ich habe sie wol hundertmal an der Seite des Souffleurkastens gesehen und würde um nichts in der Welt gebildet haben, daß man sie weggäbe, denn das würde uns unzweifelhaft Unglück gebracht haben. Aber ich habe dies Käzchen oft beobachtet und bin fest überzeugt, daß sie dem Spiel mit Vergnügen zusieht, denn sonst würde sie nicht immer da sein.‘ Ich brach in ein lautes Gelächter aus. ‚Lachen Sie nur,‘ sagte sie halb ernst, halb spaßend, ‚ich weiß, Ihr Franzosen seid ja alle Heiden, wir aber sind Christen und glauben fest an Zeichen. Wie die Kaze gerade jetzt in mein Ankleidezimmer kam, wo sie noch nie vorher gewesen ist und mir auf dem Schoß sprang, da wußte ich, daß es ein gutes Omen war.‘ Als das Stück unter außerordentlichem Beifall zu Ende gegangen war, rief sie mir, sobald sie mich erblickte, triumphirend zu: ‚Nun, hatte ich nicht Recht mit meiner Kaze?‘

Der große Erfolg, den Mad. Ristori mit „Medea“ erzielte, beschränkte sich übrigens keineswegs auf Frankreich: sie trat in dieser Rolle auch in England und Amerika auf und machte gleichzeitig sich und die Tragödie berühmt. Hätte Mlle. Sarah Bernhardt nicht die Comédie Française vor schnell verlassen, so wäre Medea mit dieser grandiosen Schauspielerin in der Titelrolle auf jenem Theater wieder zur Ausführung gelangt. Aber ihre Flucht ließ Monf. Perrin ohne eine ausreichende Kraft für diese schwierige Rolle, und so ist Mad. Ristori bisher die einzige Darstellerin der Medea auf der französischen Bühne geblieben. — Man sieht, auch die Bühnenstücke haben ihre eigentümlichen Schicksale!

Literarische Charaktere.



II. Emmy Freiin von Dindlage.

Wir leben nicht mehr in einer Zeit, wo, wie Fontenelle sagt, „die Frauen den äußeren Wohlstand der Unwissenheit sorgfältig beobachten mußten, um sich nicht den Pfeilen der Satire auszusetzen.“ Nein, jene Periode liegt weit hinter uns, und wenn man, wie gegenwärtig, das weibliche Geschlecht unermüdet auf allen Wegen und Stegen, die zum Tempel der Kunst und der Wissenschaft führen, sich drängen sieht, völlig unbekümmert um jene Pfeile der Satire, denen es ehemals so ängstlich auswich, so möchte man zweifeln, ob jene Zeiten, von denen der witzige Verfasser der „Dialogues des morts“ spricht, je bestanden haben. Sicherlich sind sie vorüber — um nie wiederzukehren.

„Leider!“ wird hier aus dem noch immer zahlreichen Kreise derer, die in der geistigen Mühseligkeit und Strebekraft unserer Frauen und Mädchen eine Abirrung von dem ihnen durch die Natur vorgezeichneten Wege erkennen wollen, nachdrücklich und laut eingeworfen werden: „leider Gottes!“

Wirklich? War jener Zustand weiblicher Unmündigkeit besser, schöner, ehrenvoller für beide Theile, als der jetzige? Möchte man, um jenen wieder herzustellen, entbehren wollen, was in zwischen geistreiche, regsame, charaktervolle Frauen und Mädchen auf fast allen Gebieten geistigen Lebens geleistet, womit sie uns erfreuet, überrascht haben? Und möchte man ihnen selbst das Gehobene einer Existenz im Reiche der Kunst oder der Poesie mißgönnen? —

Es ist ja wol wahr, was einmal Paul Heyse (konst wahrlich kein Widersacher des schönen Geschlechts und kein Verächter ihrer geistigen Schwungkraft) mißfällig bemerkte: obgleich die neun Mäusen Frauenzimmer sind, so bekommt doch das weibliche Geschlecht im Umgang mit ihnen leicht einen unweiblichen Anstrich, der gerade nicht vorteilhaft ist! Und ferner: dieser die anmutige Weiblichkeit gefährdende Umgang mit den Töchtern des Jenseits und der Anemosyne sichert den Meisten, zum Entgelt dafür, leider nicht einmal ein wirkliches, tiefes Erfassen der Kunst, ein Schaffen aus dem Ganzen und Vollen! Die Arbeiten und Studien derselben gleichen, um das Wort einer geistvollen Frau zu gebrauchen, „meist nur langandauernden Anfällen von Eigenstimm“; die Eitelkeit treibt auch die wenigst Berufenen mit in die Bahn; die „Ausübung des literarischen Talentes“ gewinnt allgemach eine epidemische Ausbreitung, ähnlich der nicht weniger ansteckenden „Clavierfucht“; in tausend Häusern schreiben unerfahrene, ungebarte, aber um so hartnäckigere Vertreterinnen des schönen Geschlechts, ohne eine Ahnung von den fundamentalen Vorbereitungen zur Ausübung der Kunst zu besitzen, resolut darauf los, und

„Erblos breitet sich das Geselbe — der Worte!“

Aber alles das darf uns nicht beirren, noch in der Beurteilung der Bestrebungen des weiblichen Geschlechts ungerecht machen. Schon öfter hat es Zeiten gegeben, wo die Welt sich vor der massenhaften Production Unberufener, namentlich auf literarischem Gebiet, kaum mehr zu retten wußte und an der Zukunft der Kunst und der Literatur glaube irre werden zu müssen; aber all' der schriftliche Jammer ist heut in Vergessenheit begraben, und dieser Todtenader ist ja noch immer geräumig genug, Lebensunfähigen oder Abgestorbenen in seinen Schoß aufzunehmen! Und dann, wie ehemals das wirklich Gute, Schöne und Wahre übrig blieb, das aus dem Geist Geborene, unberührt von der Gewalt der Zeit, fortlebte und fortwirkte, so werden auch aus der dahinstorbenden Masse literarischer Eintags-Existenzen in unserer Zeit sich die großen Talente lebendig erhalten, und ihre Werke — aus dem Geist geborene reife schöne Früchte — uns voll entschädigen für den Jammer, daß wir jene einst mit in den Kauf nehmen mußten.

Dem kleinen Kreise von Künstlerinnen und Schriftstellerinnen, die Pinsel, Meißel oder Feder als „Berufene“ führen und deren Werke die Gegenwart überdauern werden, gehört — nicht als die letzte — Emmy von Dindlage an. Eine höchst eigenartige, sehr anziehende Natur! Eine echte Dichternatur! Ihr bedeutendes Talent ruhet auf sehr sorgfältig gelegten sicheren Fundament: zunächst auf dem des richtigen Denkens, von dem großen römischen Dichter Horatius Flaccus einst nachdrücklich als Quell und Bedingniß jeder literarischen Thätigkeit hervorgehoben; sodann auf dem bei Frauen so seltenen Vermögen, das Material der Dichtung, die Sprache so oft unterlassenen Vorbereitungen reibt sich eine feine ästhetische Auszubildung, eine reiche, bewegliche Phantasie, umfassende Lebens- und Welterfahrung, und jener Adel der Form, der beim Dichter stets aus dem Adel der Seele herfließt, zu schöner Bervollständigung der poetischen Ausrüstung an. Ueber

dem Allen aber liegt jener Sonnenschein des Lebens, der jeden Keim der Dichtung hervorlockt, stärkt und fördert, die „Fülle des Herzens“, die den Poeten gleichsam mit liebendem Auge in die Welt hinausblenden und das Große wie das Kleine, das Schimmernde wie das Unscheinbare, Natur und Menschen mit immer gleicher tieferer Zärtlichkeit umfassen, an ihrer künstlerischen Wiedergabe sich bis zur Jubrumt entzücken läßt!

Neuere Umstände begünstigten die Entfaltung des schönen Talent. In erster aber wunderbar anregender Umgebung verfloßen ihr die Jugendjahre, jene Zeit unbewußter aber tiefdringender und nachhaltiger Eindrücke. Der elterliche Wohnsitz „Haus Campe“, ein seit drei Jahrhunderten in der Familie der Barone von Dindlage fortgeerbter Besitz, noch heute in der Hand von Emmys betagten Eltern, liegt in jenen aus Moor, Sand und Marich gemischten, einformig erusten, aber phantastisch anregenden Landschaften längs der Ems, die ihre Novellen so unvergleichlich schildern; Wall und Wassergraben umgeben schützend das jahrhundertalte Haus, an dessen Giebel noch heute der „Pferdefopf“, das Symbol altgermanischen freien Grundbesitzes, prangt; Park und Wald geben dem ehrwürdigen Besitztum, inmitten der weiten, baumarmen Ebene, durch die sich fernhin die Ems ihren Weg gebahnt hat, fast das Ansehen einer Oase in der Wüste. Hier wuchs Emmy (geb. 13. März 1825) unter liebevoller Obhut der Eltern auf, ein seltsames, anscheinend wenig begabtes, aber starkherziges Kind, vom ritterlich gesimten Vater im Sinne einer vergangenen Generation zur Teilnahme an allen Lebensübungen herangezogen, und wurde eine sichere Reiterin, eine kühne Jägerin; verkehrte ohne Stolz mit den dienenden Gutsleuten, mit den Fischern, Schiffen und Moorbauern, und lebte sich tief in Den- und Empfindungsweise der ersten, eisensteinen Menschen hinein, denen, wie ein Kost der Vorzeit — aber ein Edelkost — noch viele altgermanische Eigentümlichkeiten, vor allem stolzes Selbstgefühl, spröde ablehnender Sonderstimm und ein tiefer Zug nach Selbstständigkeit des Gemeinlebens anhaften.

Der geheimnisvolle Zauber der umgebenden Natur, der weite, fast unbegrenzte Ausblick über Moor und Heide hin; die starr Unbeholfenheit im Charakter der westfälischen Landleute umher, die doch einen so edlen weichen Kern umschloß; Haus und Familie in ihrer vererbten Eigenart; dazu jeweilig befreundete Besucher, die wie aus einer anderen Welt daherkamen und die Zugbrücke nach Haus Campe überschritten, als beträten sie eine Zauberinsel — alles das regte den jugendlichen Sinn des einjam lebenden charaktervollen Mädchens mächtig an und drängte ihn, das Erlebte und Empfundene aus sich heraus zu gestalten, ihm inmitten der umgebenden Einsamkeit ein zweites künstlerisches Leben zu geben. Ernste, trübe Erfahrungen, der Tod ihres jungen Bruders, der im Burggraben ertrank; Trauer und Leid in der Familie, Trauer und Leid um ein hoffnungslos geknüpft, später hoffnungslos gelöstes Liebesband vertieften ihr Gefühlleben, steigerten ihre Sehnsucht nach einem Ausgleich der Disharmonien dieses Erdenbestehens durch die Kunst und riefen tief empfundene lyrische Dichtungen ins Leben, von einer Reinheit und Schönheit der Form, wie sie sonst erst eine vieljährige Übung und ein sehr geschultes ästhetisches Empfinden zu geben pflegt. Freilich wurde die lyrische Produktion in ihr begünstigt und gefördert durch ein zartes und tiefes Gefühl für Musik. Unter der Tonkunst schwoll auch ihr, um ein Wort Jean Paul's zu gebrauchen, das wogende Herz auf wie unter dem Mondlicht die Flut, und es darf als eine wahrhaft gütige Schickung betrachtet werden, daß der Dichterin später in einem ausgezeichneten Musiker, Mr. William H. Thaulke, Amerikaner von Geburt und hochbegabter Schüler Liszt's, ein liebevoller Schwager entstand, der sie tiefer in das Reich der Töne einzuführen vermochte und die schönsten Lieder Emmys mit dem Zauber sympathisch seelenvoller Composition umspann.

Dieses musikalische Empfinden gibt, meine ich, auch den landschaftlichen Schilderungen Emmys einen so eigenen geheimnisvollen Reiz, haucht uns aus ihren Naturbildern wunderbar harmonisch an. Und wäre das wol befremdlich?

„Es steht Musik in Flut und Stein,
In Feuer und Luft und allen Dingen;
Aber willst du vernehmen das Klingeln,
Mußt du eben — ein Dichter sein!“

Unsere Dichterin hat das harmonische Klingeln der Natur überall, wohin auch immer ihr mächtig erwachender Wandertrieb sie gezogen, überall in schönen deutschen Vaterlande, in Desterreich, in Ungarn, Dalmatien, Italien, Frankreich — ja in Amerika, das sie so innig und dankbar liebt, vernommen, und aus ihren Schilderungen tönt es wieder — zu unserem Herzen. Liebevoller und dabei wahrer, lebensvoller sind kaum je Land und Leute geschildert worden, als dies von Emmy v. Dindlage überall da geschehen, wo ihr wandernder Fuß lange genug geraht hat, um ihr Zeit und Gelegenheit zu geben, in die Eigenart ihrer neuen Umgebung volle und tiefe Blicke zu thun. Unvergleichlich ist vor allem die Charakteristik ihres engeren Heimatlandes, der Emsländischen Haiden und Moore sammt deren Bewohnern, wie wir sie in zahlreichen erzählenden Dichtungen (ich nenne nur ihre „Emslandbilder“, „Geschichten aus dem Emslande“, „Heimatgeschichten“, „Die Ansvivarier“, „Wir“) niedergelegt finden, alle auch durch trefflich erfundene oder doch dichterisch geformte Fabel anziehend, oft tief ergreifend; immer aber durch poetische Wahrheit im Innersten überzeugend. Aber auch der künstlerische Niederschlag ihres Lebens und Empfindens außer halb der Heimatsgrenzen ist ein Gewinn für unsere Literatur geworden und weckt beim Leser Bewunderung für die klare Beobachtung, sichere Erfassung des Wesentlichen, dichterische Gestaltung des Erlebten und liebevolle Durchdringung ihrer dichterischen Persönlichkeiten mit dem eigenen Geiste, doch unter den ihnen eigentümlichen Lebensbedingungen. Wie warmes Sonnenlicht durchflutet alle diese Dichtungen ein köstlicher Humor, bekanntlich die unerlässliche Vorbedingung für jeden Dichter, der Gestalten von Fleisch und Blut zu schaffen wünscht, und doch so selten, so gar selten zu finden! Es liegt wol etwas Wahres darin, wenn Jean Paul behauptet, schon zu einem herzlichen Gelächter gehöre viel Herz und Verstand. Sicherlich dringt die sonnig lachende Heiterkeit in vielen Dichtungen Emmys v. Dindlage's direkt aus ihrem warm empfindenden Herzen, nicht weniger aus der Erkenntnis, daß eine heitere Erfassung des Lebens die größte und edelste Weisheit sei. Wer könnte sich dem erfreulichen Einflusse dieses humoristischen

* Lebt auf Haus Haneln bei Vingen a. d. Ems.

Zuges entziehen in den reizvollen Novellen: „Aus zwei Weltteilen“, in dem Roman: „Die fünfte Frau“, in den Erzählungen: „Im Sirocco“, „Nordlandsgegenden“ u. a. Sie ergreifen den Leser gleich von Anfang an; fesseln, erwärmen, erfreuen ihn, so lange er liest, und hinterlassen in seiner Seele einen reizenden Nachklang.

Von dem äußeren Leben der Dichterin ist schon das Wesentliche angedeutet. Es wurde früh ein wanderndes und führte sie mit vielen guten, liebevollen, auch bedeutenden Menschen in allen Teilen der Welt zu längerer oder kürzerer Lebensgemeinschaft zusammen. Auf ihre Produktion dürfte von diesen nicht leicht jemand Einfluß geübt haben; dazu ist dieselbe zu selbstständig, zu original, zu sehr Ausfluß ihres innersten Wesens. Aber die herzliche Liebe, die ihr überall geboten wurde, wo man ihren ethischen oder dichterischen Werth erkannte, blieb darum nicht ohne Wirkung, sondern zeitigte die Früchte ihrer Phantasie wie ihres Fleißes zu um so süßerer Reife. Fast dreißig Jahre lang hatte sie so in größeren oder kleineren Touren, zu längerem oder kürzerem Aufenthalt die Länder der alten Europa durchreist, als sie endlich im Jahre 1880 einen langgehegten Plan zur Ausführung brachte und übers Weltmeer fuhr, um auch die „Neue Welt“ aufzusuchen und von all dem Großen und Schönen, das dem gewaltig aufstrebenden Amerika eignet, „in Herz und Sinnen Eindruck zu gewinnen“. Sie kam als eine bescheidene Reisende, der es ums Lernen zu thun war, und war wol wenig darauf gefaßt, in den Hauptstädten der zwölf Staaten, die sie während ihres neunmonatlichen Aufenthaltes daselbst beobachtend, forschend, studierend durchzog, Gegenstand von Ovationen zu werden, wie sie herzlicher und beifertiger kaum je einem deutschen Autor in Amerika dargeboten worden. Ihre Nahrung war tief und innig, ihr Dank für alle ihr gebotene Güte überströmend; und so kehrte sie im Juni des nächsten Jahres voll Bewunderung für Amerikas Natur, voll hoher Achtung für Volk und Institutionen, bereichert mit den großartigsten und lieblichsten Eindrücken von Land und Leuten, das Herz wogend von Dankgefühlen, in die alte Heimat zurück, unversehrte Erinnerungen an jene schöne Zeit für immer mit sich hinweg nehmend.

Seitdem lebt sie wieder unter uns, sinnig und fleißig schaffend wie immer, und treffliche Werke sind (vielsach auf Grund amerikanischer Eindrücke und Erlebnisse) seitdem aus Tageslicht getreten. Wer kennt von unseren Lesern nicht die vorzüglichen Novellen „Aus zwei Weltteilen“, „Fürstliches Blut“, „Die letzten Abbergs“, „Wir“, „Die Ansvivarier“ u. a., ganz abgesehen von jenen reizvollen Erzählungen, die der „Bazar“ selbst gebracht hat! Sie alle sind — wie Bogumil Goltz von besonders schönen und stimmungsvollen Dichtungen zu sagen pflegt — „wie an einem Festtagmorgen geschrieben“. Ja wol! Denn genialische Menschen haben so viel Festtage, wie wir anderen Werkeltage. Wie viel Schönes und Gutes ließe sich von jedem dieser ausgezeichneten Werke sagen, mit wie verdientem Lobe namentlich das wahrhaft phänomenale in der von der Dichterin bewährten tiefsten Erkenntnis des menschlichen Seelenlebens hervorheben; doch verjage ich es mir. Hier ist unmittelbare Inspiration der holden Göttin, zu der die Dichter flehen, und diese verbietet den lauten Ausdruck der Huldigung.

„Der Muse bangt vor Weibrauch, Sorglos heiter,
Dem fernem Echo ihrer Stimme lauschend,
Stroh lächelnd mahnt sie: Freunde, gehn wir weiter!“

Also — gehn wir weiter!

Ludwig Biemssen.

Unsere Illustrationen.

Heidelberg's landschaftliche Schönheit wurde um den Anfang unseres Jahrhunderts gleichsam neu entdeckt; in früherer Begeisterung feierten sie Dichter und Künstler in Wort und Bild und alsbald wallfahrten Tausende und aber Tausende aus aller Herren Länder zu dem alten Mufensitz, wie zu einer heiligen Stätte, um seine Wunder mit eigenen Augen zu schauen. So ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Und mit Recht. Hat doch die Stadt in ihrer Lage und mit ihrer ganzen Umgebung nach dem Urtheile Goethe's etwas Ideales; eine Fülle von Gegensätzen in Farben und Formen vereinigen sich hier glücklich zu einem harmonischen Bilde. Aber wie unendlich verschieden gestaltet sich dies je nach der Jahres- oder Tageszeit! Die Schloßruine selbst bietet wol im heißesten Hochsommer von Augen wie Innen im Schloßhofe den malerischsten Anblick, wenn der rote Sandstein der ephemerumant Mauern, der geprengten Thürme und der ausgebrannten Paläste sich scharf von dem lichtblauen wolkenlosen Himmel und dem tiefen Grün der sie umrauschenden Wälder abhebt. Wie ein blühender Garten erscheint aber die ganze Landschaft, wenn rings auf den Hügeln und draußen in weiter Ebene der Lenz die jungen Knospen erschließt und die Sonne die weißen und röllchen Blüten bestrahlt. Die größte Farbenpracht indes entfaltet die Natur hier im Herbst. Hat erst das Blatt der wilden Rebe am Schloßkalken sich geröthet, so beginnen allmählich auch die Blätter der fremden und einheimischen Bäume des Schloßhügels zu bleichen und entzückt bewundert das Auge die reiche Abstufung von Grün, Rot und Gelb. Mit unbeschreibbarem Reize erscheint da das Schloß zumal am Abend geschnitten, wenn die Rheinebene und das ferne Hartgebirge im Westen in düstigen halbdurchsichtigen Schleier gefüllt sind und noch einmal „die ewige Sonne ihr verjüngendes Licht über das alternde Riesengebäude“ des Schloßes ausgießt, ihre feurige Scheibe in den Fluten des Neckars sich widerspiegelt, um endlich majestätisch hinter den Bergen unterzutauhen. Weithin schimmert dann der Himmel in dem zartesten Rot, indes die Dämmerung heraufzieht und Ebene und Stadt einhüllt. Doch bald erstirbt die Stadt wie in einem Rächmeer von unzähligen Flammen, bis der Mond heraufzieht und durch seinen fahlen Schein den Ruinen in der nächsten Stille ein ernst-düsteres Aussehen verleiht.

In den Straßen aber herrscht noch reges Treiben: der laute Abend hat die Einwohner ins Freie gelockt, um sich längs des Neckars zu ergehen oder im Reputationsgarten den Klängen der Musik zu lauschen, und dem Fremden ist so die beste Gelegenheit geboten, ein Stück „fröhlich Plätz“ in der Nähe kennen zu lernen. Denn heiteren Frohsinn, unverwundlichen Humor, das beste Erbtheil ihres Stammes, haben sich die Pfälzer bewahrt, so schreckliche Schicksale auch Land und Leute erfahren haben. War doch das 17. Jahrhundert vom dreißigjährigen Krieg an fast eine dauernde Schule der Leiden: das stolze Schloß sank in Trümmer, die Stadt ging in Flammen auf, die paradiesische Gegend ward in eine Wüste verwandelt, die Bewohner

unmenschlich mißhandelt. Nur ein Privathaus — heute das Gasthaus zum Ritter —, wie durch ein Wunder i. J. 1693 von den Flammen verschont, zeugt außer den herrlichen Palästen Otto Heinrichs und Friedrich IV. auf dem Schloße von der einstigen Pracht Heidelberg's.

Mit der alten Stadt ist auch ihre ehemalige politische Bedeutung dahingeshwunden; ihre geistige Herrschaft dauert aber bis auf den heutigen Tag fort und wird fortbauern, so lange neben Stadt und Schloß ihre weltberühmte Universität, die älteste des deutschen Reiches, erhalten bleibt. Noch eine kurze Spanne Zeit, und 1000 Semester — 500 Jahre — sind seit ihrer Stiftung i. J. 1386 verfloßen. Dieser bedeutungsvolle Augenblick wird nicht still vorübergehen; aus allen Gauen unseres Vaterlandes werden die Gäste zusammenströmen, um mit Heidelberg das wahrhaft nationale Fest würdig zu feiern, und schon rüstet sich Stadt und Universität, um den Gästen herzlichen Empfang zu bereiten.

Jedermann, der für ein feines Souvenir an schöne Reisetage Sinn hat, wird gewiß die Blätter dankbar aufnehmen, welche dem schönen Heidelberg in der illustrierten Bibliothek der „Europäischen Wanderbilder“ von Drell Füßli u. Co. in Zürich gewidmet sind und ein stattliches, nach Wort und Bild künstlerisch vollendetes Büchlein bilden.

Die junge Schlesiern. Die Fanatiker für Bewahrung resp. Wiedereinführung der „alten ehrwürdigen malerischen Volkstracht“ werden das Bild der jungen frischen Schlesiern, einer Bewohnerin des vorherrschend slavischen Randstriches jener schönen Provinz, mit großer Genugthuung betrachten und demselben vielleicht Veranlassung entnehmen, wieder einmal gegen „die Mode“, weil sie durch launischen Wechsel das Aufkommen einer kleidsamen „Tracht“ in unserer Zeit unmöglich mache, lechzt zu eifern. Nun, über die Berechtigung hierzu ließe sich viel sagen! Für jetzt mag zugestanden werden, daß das hübsche Weibchen, — eben weil sie hübsch — auch trotz der schwerfälligen Haube, und trotz der ungeheuerlichen leuzenformigen Daunen-Kermel aus schwerem geblühten Stoff u. s. w. nichtig anzusehen sei, und mehr will der Maler überhaupt nicht damit bezwecken. Ueber den Unterschied aber — oder sagen wir es lieber gleich im Voraus — über den Nichtunterschied von „Tracht“ und „Mode“ soll demnächst in diesen Blättern auf Grund der Resultate gewissenhaftester Forschung kompetenter Beurtheiler eine eingehende und abschließende Darlegung gegeben werden, und wir sind gewiß, daß unsere Leserinnen gern einmal auf die hundertmal vergebens erhobene Frage: „Wer macht die Tracht? Wer macht die Mode?“ eine klare und unumwundene Antwort hören werden.

Aus der Rococo-Zeit. Eine malerische Straßenscene aus dem vorigen Jahrhundert. Die vornehme junge Dame, die sich zu Thee und Spielpartie in den alten bildwerkgezierten Palast tragen läßt, in kraus ornamentirter, von Gold und Lackirung blinkender Portefeuille, die Träger in sachtblauen Röcken und goldbetreuten aufgeschlagenen Hüten über dem schneeweiß gepuderten Haar — wie farbenreich und hübsch das Alles sich macht; nicht zu vergessen die niedliche Wasserhähnerin am stehenden Brunnen, wie auch deren Gefährtin, die mit schon gefülltem Krug auf dem Haupte die strada hinanschreitet. Und zu alledem der fröhlich blickende Vater, dem im Vorübergehen die junge Contessa einen scherzhaften Gruß anbietet und der denselben, witzig und schlagfertig wie ein zweiter Abraham a Sta Clara, von seinem Brevier aufschauend, mit einer humoristisch treffenden Replik erwidert — wie taucht da jene längst verschwundene Zeit, deren farben-, formen- und gestaltenreichen Kreis wir mit dem einen Worte Rococo umfassen, vor uns auf! Reizvolle Tage! — Man lebe und verstand zu leben! Tempi passati!

Neue Handarbeiten.

Zu dem schon bekannten und in der Verwendung zu silbermäßigen Handarbeiten höchst wirksamen mannigfachen Material gesellt sich fortwährend so vieles Neue, daß eine Orientirung nicht nur in dem reichgegliederten Material selbst, sondern auch in der wechselnden Technik sich als Notwendigkeit herausstellt, um so dringender, je näher der Zeitpunkt heranrückt, der alljährlich ein gesteigertes Aufgebot von Geschmack und Kunstfertigkeit erfordert.

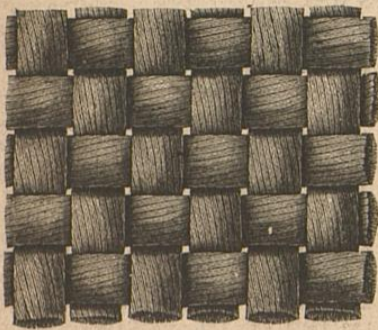
Gegenüber der immer beliebten Stickerei auf Canevas, zu dessen neuesten Arten übrigens jetzt Gold-, Silber- und Stahlstramin zählen, steht die Buntstickerei, d. h. Plattstick-, Applications- und Reliefstickerei, in höchster Gunst. Ist sie auch mühevoller und präventiver in ihren Forderungen bezüglich des Materials wie der Ausführung, so wird ihr doch entschieden der Vorrang vor jener eingeräumt, um so williger, als die Motive fast klassischen Werth beanspruchen dürfen und zu ihrer Ausführung die reichsten Mittel zu Gebote stehen. Momentan erzielt man besonders herrliche Effecte durch die „Altgold-Stickerei“. Es ist dieses eine über starker Baumwollunterlage ausgeführte Reliefarbeit mit stumpfer gelber Seide, die mit feinen Goldfäden überspannt, den Charakter antiker Goldstickerei gewinnt. Einzelne auf Leinwand dervart gearbeitete stilisirte Dessins, die wie Application behandelt und auf Sammet übertragen wurden, geben, wie kürzlich erwähnt, recht überraschende Resultate, wenn sie freilich den Originalen gegenüber nur als ein Anfang zu betrachten sind. Mehr noch wie Sammet, Seidenplüsch oder Atlas eignet sich guter kurzgeschorener Wolleplüsch zur Fülle dieser Stickerei, weil er widerstandsfähiger ist, als jene leicht zu schädigenden Stoffe. Kammergarnituren, Stuhlborbüren, Lambrequins u. s. w. sind die geeigneten Zwecke für dieses Genre, zumal der gute Wolleplüsch leicht und ohne bedeutende Kosten zu beschaffen ist und das indifferente „Altgold“ die Eigenschaft besitzt, nirgend störend zu wirken. Während für diese Arbeit ausschließlich gelbe Seide und Goldfäden zur Anwendung kommt, bietet die Buntstickerei natürlich eine viel reichere Auswahl an Farben und hat neuerdings eine originelle und wertvolle Bereicherung durch japanische und chinesische Seide, sowie durch sogenanntes chinesisches Gold erfahren. All die reichen gefärbten Gewänder der Bewohner des himmlischen Reiches und ihre Handarbeiten in diesem Genre sind mehr oder weniger Gemeingut geworden, seitdem der Import des Materials eine Nachfertigung der Motive gestattet. Dem Ansehen nach, ist ein Faden der bunten chinesischen Seide einem geistigen, glänzenden, knapp 1 Millimeter breiten Bändchen ähnlich, das wie jeder andere Faden vernäht, während das chinesische Gold mit einem Seidenfaden befestigt wird. Zumeist ist die Seide von metallischem Glanz, grün, silbern, goldig; aber auch jaspirt ist sie von guter Wirkung, wenn ein bunt-schillernder Effect erzielt werden soll. Als neu reist sich diesem Material metallisirte Spirale- und Cantillenschur, irisirende und einfarbig metallisirte Telegraphen- und Kabelschur, Metallcanavas, éru d'or und metallisirte Wolle an. Auch Goldbrocatstoff, zur Application ver-

wendet, darf nicht unerwähnt bleiben; in Vervollständigung mit Chenille und Seide und auf einem Grunde von dunklem stumpfen Stoff ist ihm stets eine glänzliche Wirkung sicher; auch ist die Arbeit fördernder als jede Plattschneidererei, da mit dem Brocatstoff größere Flächen gedeckt werden. Krautgespinne von Metall und farbiger Seide verwendet man vor wie nach zur Umrandung von Dessinfiguren; vorzugsweise aber verbindet man es mit



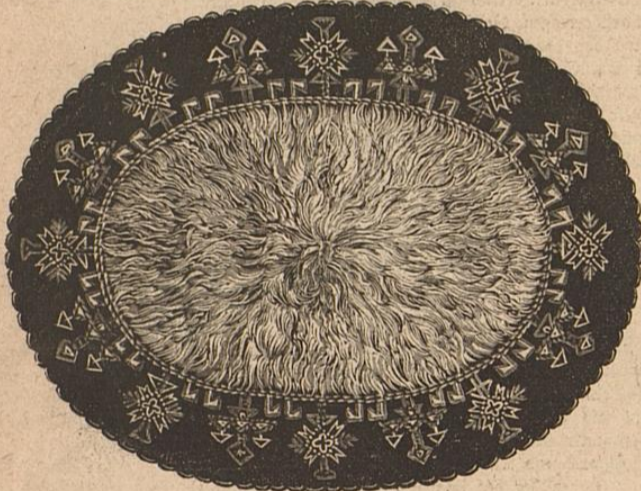
1.

Zeit aufwand, daß sie schon darum recht schön sind; die gestanzten Sammete in Bordüren liefern dagegen höchst reizende Motive und bedürfen gleichfalls weniger Mittel und Mühe zur Vervollständigung, so daß ihnen ein großes Wirkungsgebiet sicher ist. Diese durchbrochenen, auf festen Leinenfond gepressten Bordüren bestehen aus sich wiederholenden Blumen, Arabesten, und können somit zur beliebigen Verwendung zerschnitten und nach Art des Gegenstandes arrangiert werden. Auf Atlas oder Seidenstoff von abstechender Farbe zu Sachets, Pompadours, Toilettenkissen, Mappen u. s. w. wäre zunächst ihre Verwendung, ebenso wirksam aber haben sie sich von einem in Rahmenarbeit oder in Filiz-



2.

gütre gefertigten Fond ab. Eine Einzelfigur aus gestanztem Sammet zeigt Abb. 1 verkleinert. Derartige Bordüren werden im Handel nach Meterzahl verkauft. Bezugsquelle: Breitfeld u. Co., Weipert in Böhmen und D. Krappe, Berlin, Leipzigerstr. 129.



3.

In Betreff der Teppiche ist die Meinung geteilt; sehr en vogue sind die durch Würzener Fabrikat imitierten Smyrnatteppiche. Mit Smyrnawolle in Canevas getrotet sind sie von unstreitig schöner Wir-



4.

kung und jedenfalls den gestrickten, aus Streifen zusammengelegten Teppichen vorzuziehen. Die Würzener Fabrik hat es überdies ermöglicht, das für einen Teppich erforderliche Material sammt Dessin und Canevas, in einem Carton geordnet, zu sehr mäßigem Preise zum Verkauf zu stellen. Bezugsquelle dafür ist in Berlin: Schüge, Friedrichstr. Nr. 79.

Als Canevas verwebt liefert übrigens die Smyrnawolle einen prachtvollen, dicken, warmen und weichen Stoff, der sich zu mannigfaltigen Zwecken, vorzüglich aber zu Teppichen eignet. Abb. 2 zeigt ein Stück solchen Canevas, der wie anderer quadratisch gewebter Stoff bestickt wird. Im Handel führt er den Namen „Hercules-canevas“. Auch die dicken Friesstoffe, Wollenplüsch geben zierliche Teppiche und Teppichbordüren, die mit langhaarigem Angora oder dem Fell der Himalaya-Ziege zusammengesetzt werden. Orientwolle dient zum Besticken des Plüsches oder Frieses, und zwar wählt man einfache persische oder arabische Dessins, die in langen losen Stichen, im Flechtstich, Kettenstich u. s. w. auszuführen sind. Einen derartigen Teppich zeigt Abb. 3.

Noch bleibt eine Neuerung zu erwähnen. Die mit so vielem Geschmack und Geschick verarbeiteten kleinen Chromolithographien haben an Beliebtheit einigermaßen eingebüßt, dafür bürgern sich Buntdruckbildchen ein, die den Delbruck imitieren und eben als das wirken sollen, was sie sind: als Bild. Wie ihre zierlichen Vorläufer, werden sie in den Gewandungen mit Chenille, Seide, Perlen, Metallfäden und Schnur überzogen, mit einem Sammet- oder Plüschrand umgeben und bilden dann, auf zierlicher Bronzestafette aufgestellt, einen allerliebsten Zimmerschmuck. Zunächst hat man es mit den reizenden Illustrationen deutscher Hausmärchen versucht, von denen wir mit Abb. 4, dem „Dornröschen“, Notiz genommen. Bezugsquellen: Abb. 4: D. Krappe, Berlin, Leipzigerstr. 129, Abb. 2 und 3: E. Heinze, Berlin, Friedrichstr. 189.

Beschreibung des colorirten Stahlstich-Modenbildes vom 1. November.

Fig. 1. Gesellschafts-Kleid. Der Rock aus blauem Seidenstoff ist am unteren Rande mit einer in Faltfalten geordneten Frisur von gleichem Stoff begrenzt, oberhalb derselben auf den Vorder- und den Seitenbahnen (vergl. die Abbildung) mit in Falten geordnetem Brocatstoff überdeckt und mit Wandbügeln verziert. Die in geraden Bahnen arrangirte Schleppe, sowie die panierartige Schoßtheile und die Taille sind aus Sammet hergestellt; letztere ist mit einer Verthe und kurzen Ärmeln von gefalteten Sammettheilen und creme-farbener Spitze ausgestattet, sowie mit einer Straußfeder garnirt. Eine gleiche Feder dient als Haarschmuck.

Fig. 2. Gesellschafts-Kleid. Den am unteren Rande 210 Cent. weiten Rock aus rotbraunem Seidenstoff hat man mit einer 10 Cent. breiten, plüsch gefalteten Frisur von gleichfarbigem Atlas begrenzt. Die Vorderbahn ist mit einem schmalen Tablier von Atlas und mit Revers von rotbraunem Sammet ausgestattet; letztere sind in der Weise der Abbildung mit seidener Schnur benäht. An den Seiten ist der Rock mit einem 62 Cent. sowie mit einem 20 Cent. hohen, in Faltfalten geordneten Volant garnirt, welchem am oberen Rande mit Atlas als Futter versehene Köpfe untergefeht sind. Der untere Volant legt sich längs der hinteren Rockbahn fort und ist 3 Meter weit. Ein am oberen Rande in Faltfalten geordneter, in zwei Zipfel arrangirter hinterer Zunfttheil vervollständigt den Rock. (Siehe die Rückansicht.) Die Schoßtheile aus Sammet ist mit einem Stehtragen, mit Westentheilen und Revers von Atlas verbunden, mit seidener Schnur verziert und zum Schließen mit Knöpfen und Knopflöchern versehen. Gefaltete und mit gleicher Schnur benähte Revers von Atlas garniren die Ärmel. Schließen von Sammet in doppelter Stofflage, deren Enden mit Passenterie-Quasten abschließen, vervollständigen das Kleid.



Wirthschaftsplaundersien.

Hygienischer Milchsieber. Wir haben bei früherer Gelegenheit darauf aufmerksam gemacht, daß die Milch leicht zum Ueberträger von Ansteckungsstoffen (Scharlach, Tuberkulose u. s. w.) werden kann und daß es daher geboten ist, um dergleichen Keime zu tödten, sich nicht mit dem einmaligen Anstochen der Milch zu begnügen, sondern dieselbe längere Zeit (bis 20 Minuten und darüber) bei der Siedetemperatur des Wassers zu halten. Auf sehr einfache Weise kann dies durch den bestehend skizzirten hygienischen Milchsieber erlangt werden. Der Sieber besteht aus zwei Töpfen, einem inneren zu Milch, einem äußeren zu Wasser, stellt also ein Wasserbad vor. Die Milch kann in diesem Kocher niemals zum Ueberwallen oder Anbrennen kommen, und wenn nur genügend



Wasser im äußeren Gefäß vorhanden, beliebig lange der Siedehitze des Wassers ausgesetzt werden. Das Gerät ist in E. Cohn's Magazin, Berlin, vorrätig und kostet: 1 1 1/2 2 3 Liter 3.00 3.50 4.00 6.75 Marf.

Geachtete Control-Kanne zum Aufbewahren von Petroleum, Spiritus, Essig, Milch u. s. w. Die Benutzung dieser Control-Kanne, welche zum Aufbewahren von Flüssigkeiten jeder Art dient, schützt beim Einlauf vor Ueberschüttung, denn man kann den Viterinhalt des Gefäßes, wie die Beschaffenheit der darin aufbewahrten Flüssigkeiten stets genau beobachten und kontrolliren. Die Kanne besteht aus einer starken, exact geachteten Glasflasche, die ein Mantel von Weißblech umgibt; der letztere ist an den Nischstrichen der Glasflasche ausgeschnitten und läßt so den Stand des Inhaltes erkennen, während die in den Blechmantel eingepreßten Zahlen den Inhalt der Flasche bis zu den Nischstrichen genau angeben. Die Control-Kanne ist durch eine Schraube hermetisch verschlossen und in der Handhabung ebenso zweckmäßig wie bequem, so daß dieselbe ein sicherlich willkommenes und empfehlenswertes Hausgeräth bildet. Vorrätig ist diese neue Control-Kanne im Magazin des königl. Hoflieferanten E. Cohn in Berlin S.W., Leipzigerstr. 88, in sieben verschiedenen Größen für 1, 2, 3, 4, 5, 6 und 10 Liter Inhalt und kostet je der Größe entsprechend 2.50, 3, 4, 5, 6, 7 9 Marf.



Rebus.

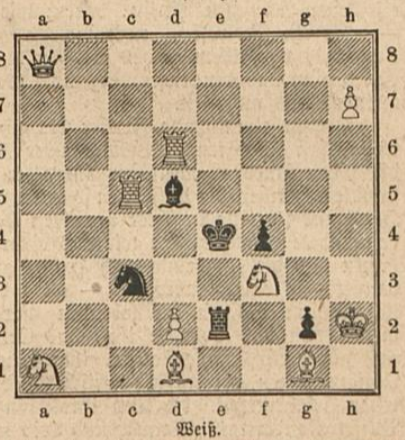


Schach.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 137 Seite 304.

- 1. D f 1 - f 5. Schwarz.
- 1. D e 5 n. d 6, u. f 5. Weiß.
- 2. S g 4 - e 3 oder T d 6 - d 4 matt.

Aufgabe Nr. 140. Von Miß Beecher. Schwarz.



Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 138 Seite 304.

- 1. f 2 - f 4. Schwarz.
- 1. K e 4 n. f 4. Weiß.
- 2. D b 6 - d 4 matt.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 36.

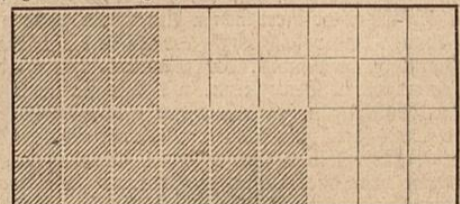
Füllrathsel von Kenigmatias. Ein Bauer wollte Tauben in die Stadt einschmuggeln. Er nahm sie unter den Kittel und band darüber seinen breiten Gürtel. Alles schien gut zu gehen, als es plötzlich unter seinem Gürtel zu knurren begann. Er rief: „Das Knurren schreit; mir bangt. Gewiß wird einer unserer Verwandten sterben!“ B.: „Sei doch nicht abergläubisch! Wann brachte jemals eine Taube einen Menschen um?“ 3. Nicht Alles hängt von der Geschicklichkeit ab; viel bleibt dem Glück überlassen. Den Einen hebt ein Zusammenfluß von Umständen, den Andern bringt ein...

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 35 Seite 320.

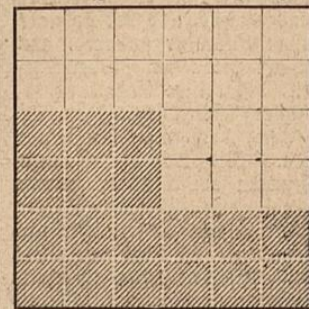
Der Kadi sprach sich in folgender Art aus: „Um diese Erbangelegenheit zu regeln, habe ich ein Kameel herbeiführen lassen, welches mir gehört. Es ist ein altes Thier, das keinen Wert mehr hat, dem ich jedoch wegen der vielfährigen treuen Dienste, die es mir geleistet, in meinen Ställen Lebensunterhalt gewähre. Dieses Kameel füge ich Eurer Erbschaft hinzu. Dasselbe besteht jetzt aus zwanzig Kameelen. Der älteste Bruder möge nunmehr seine Hälfte nehmen.“ Der Älteste nahm zehn Kameele. „Der jüngere Bruder nehme den vierten Teil!“ Der Jüngere nahm fünf Kameele. „Nun möge der jüngste Bruder den fünften Teil nehmen.“ Der Jüngste nahm vier Kameele. „Jetzt“, sagte der Kadi, „nehme ich mein altes Kameel wieder zurück, welches keiner von Euch gewährt hat. Eure Sache ist geordnet.“ Der Urtheilsspruch des weisen Kadi wurde allgemein wegen seiner Gerechtigkeit bewundert.

Auflösung der Aufgabe Seite 320.

Die folgenden beiden Zeichnungen legen das Verfahren dar.



Die Aufgabe beweist übrigens geometrisch, daß 4mal 9 gleich 6mal 6 ist.



Correspondenz.

Verschiedenes. Frau v. F., Stettin. Es bedarf nur der Einlieferung einer Photographie oder Zeichnung an Hrn. Theodor Tischentz's photographisches Institut in Königshütte (Obereschlesien) zur Reproduktion originalgetreuer Porträts (schwarz, nicht in Farben, wie Sie irrtümlich annehmen) zur Herstellung von Brochen oder Wandstücken, die fertig zum Gebrauch und in schmucker Einfassung geliefert werden. Die Brochen bilden bei der vorzüglichen Ausführung der Bildnisse ein gefälliges und interessantes Souvenir. — Stenrisch. Ihre Erzählung ohne Namen bleibt am besten nameless. — Frau Emma W., Frankfurt. Die vom Apotheker Diehl in München fabricirte „Desinfectionsseife“ entspricht allen Anforderungen einer guten Toilettenseife und erscheint in vielen Fällen als ein wirksames Desinfectionsmittel. — Frau Aubiteur W. in N. Das Seidenfabrik-Depot von G. Henneberg in Birsch ist Lieferant des deutschen Fäzilier-Vereins. Die Bedingungen, unter denen die Damen der Mitglieder Seidenstoffe von diesem Hause beziehen können, gelten eben nur für diese.